

Tabaka Derby Messer

**Messer's Gesammelte Horrorgeschichten
Band V**

**Die zehn besten Gruselgeschichten
aus dem Gesamtwerk der Autorin**

Herausgegeben im Selbstverlag

Verleger brauchen Autoren -
Autoren brauchen keine Verleger.

Vorwort

Herzlich willkommen, sehr geehrter Leser!

Diese Sammlung von Gruselgeschichten ist meine fünfte und vorerst letzte eBook-Edition. »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band V« beinhaltet die besten zehn Erzählungen aus den vorangegangenen vier Sammelbänden und stellt einen Überblick über mein Gesamtwerk dar.

Hiermit verabschiede ich mich bis auf weiteres von meinen treuen Lesern und biete allen Interessierten den perfekten Einstieg in meine Horrorwelt.

Wandeln Sie nun noch einmal auf dem Pfad des Schauders!

Beim Lesen viel Spaß und Gänsehaut wünscht Ihnen Ihre

Tabaka Derby Messer

Inhaltsverzeichnis

Im Schatten	4
Der Flaschengeist	6
Mr Howard im Paradies	12
Im Pappkarton	16
Gespräch mit einer Tapete	24
Bilderwelten	30
Einsamer Wanderer im All	35
Der blassblaue Schmetterling.....	41
Das Loch in der Wand	44
Die geheime Sprache der Zeit	47

Im Schatten

Mehrere Stunden saß ich wie gelähmt in meinem Sessel. Mich fröstelte merklich, obwohl das Thermometer an der Wand bereits 30 °C anzeigte. Mein Blick war seit langem auf die große Standuhr gegenüber geheftet. Obzwar der Perpendikel stetig schnurrte und die Zeiger sich in altgewohnter Manier so träge wie eine halb tote Schnecke bewegten, schien es mir, als stünde die Zeit still. Meine Uhr muss defekt sein, denn als ich zum ersten Mal heute Nacht den blassen Vollmond sah, war es fünf Minuten vor zwölf.

Gleich darauf bin ich aufgesprungen und habe meine schweren samteneen Vorhänge zurückgezogen, um den Mond, den bleichen Gesell, gebührend zu begrüßen. Schauernd betrachtete ich ihn, der so erhaben auf unsere kleine Welt herableuchtet, von meinem Fenster aus. (Solange ich denken kann, fühle ich mich magisch von ihm angezogen, obwohl er jahraus, jahrein neckisch auf mein Bett blinzelt und mir mit seinen kalten weißen Strahlen grausige Albträume beschert. Aber nichts hasse ich mehr als einen nackten schwarzen Himmel bei Nacht.)

Schwacher Mondschein streifte anfangs nur die äußerste rechte Seite meines Zimmers. Nach und nach erfüllte das gespenstische Licht den ganzen Raum. Demzufolge muss inzwischen einige Zeit vergangen sein. Jedoch die Zeiger der Uhr verharren noch immer bei fünf Minuten vor zwölf, obgleich das Pendel, unentwegt tickend, treu und zuverlässig seinen mechanischen Dienst versieht. Nun lehne ich mich wieder aus dem Fenster, schaue fragend zu ihm hinauf, fast hoffend, dass er weiß, warum ich mir heute selbst so fremd bin, warum die Zeit auf meiner Uhr stillsteht, warum mich ständig friert. Jetzt, da ich meine Gedanken schweifen lasse, fällt mir auf, dass mein Körper völlig dunkel ist. Wenn auch Gevatter Mond das Zimmer unaufhörlich mit silbernen Strahlen durchflutet, befinde ich mich trotzdem in trostloser, tiefer Finsternis, vollkommen in einen Schatten getaucht. Warum gelangt das Licht geradewegs durch mich hindurch? Wieso tickt die Uhr vernehmlich, obwohl sich der Minutenzeiger nicht vom Fleck rührt? Weshalb wird es nicht mehr Mitternacht?

Die Zeit vergeht, das erkenne ich am unaufhaltsamen Wandern des Mondes am Firmament. Mein nächtlicher Begleiter verblasst zusehends. Langsam erhellt sich der Himmel und der frische Morgen graut. Ich stelle mir indes dieselben Fragen wie zuvor.

* * *

Einige Stunden später verlasse ich bei gleißendem Sonnenschein meine Wohnung. Ich kann bloß schätzen, dass unterdessen mehrere Stunden verflossen sind, denn ein letzter Blick auf das Zifferblatt der hölzernen Standuhr verrät nichts Neues. Mein alter Weggefährte beharrt auf fünf Minuten vor Mitternacht, obschon das goldene Gestirn nur über seine Sturheit lacht.

Ich genieße die Helligkeit des Morgens für kurze Zeit. Bald aber beschleicht mich das gleiche beklemmende Gefühl wie vergangene Nacht. An einem so herrlichen Frühlingstag zittere ich vor Kälte, friere, als wäre ich von Eis umschlossen. Selbst das Licht der Sonne ist allein für die anderen da. Während sie sich wohligh in ihren Strahlen reckeln, umgibt mich Finsternis. Wieder bin ich im Schatten.

Allmählich füllen sich die Straßen der Stadt. Die Menschen drängen durch die Gassen. Zu Tausenden strömen sie in die Parks. So viele Leute wohnen hier am Ort und jeder will hinaus in die freie Natur. Doch seltsam ist das Gewimmel! Zwischen bunt gekleideten, heiteren Personen, die offenbar das milde Wetter in vollen Zügen genießen, trotten andere behäbig und ziellos umher. Ihre Kleidung, ihr Haar, ihr Teint - alles wirkt farblos und grau. Noch nie in meinem Leben habe ich solche düsteren Gestalten gesehen. Warum fallen sie mir denn erst heute auf? Die fröhlichen Menschen nehmen anscheinend gar keine Notiz von ihnen. O Gott! Sie laufen direkt durch die Grauen hindurch!

Meine defekte Uhr, diese ständige Kälte, Finsternis und Schatten, all die sonderbaren Leute! Wirre Gedanken und vage Erinnerungen schwirren mir durch den Kopf. Ich gerate in Panik. Bin ich einer von *ihnen*? Durchlässig und unsichtbar wie die Luft, die ich atme?

Dort drüben an der Mauer eines alten Hauses lehnt ein Greis. Sicher ist ihm schlecht. Ich gehe jetzt einfach hin, tippe ihn an und frage ihn, ob ich helfen kann. Wird er mich wahrnehmen? Nein, ich vermag es nicht zu verhehlen: Mein Herz klopft heftig und ich habe Angst.

»Sir, darf ich Ihnen behilflich sein?«

Keine Reaktion. Vielleicht ist er aber auch bloß schwerhörig.

»Ist Ihnen nicht gut?«, schreie ich ihn förmlich an, doch er bemerkt mich nicht.

Ich muss ihn berühren, muss ihn aufrütteln. O Schreck! Meine Hand verschwindet in seinem Körper! Ich bin also eines von diesen grauen Wesen! Aber was bin ich wirklich? Ein Geist, losgelöst von seinem stofflichen Leib? Ein wandelndes Gespenst? Bin ich gar tot? Oder erleide ich nur wieder einen dieser vom Vollmond beeinflussten Albträume?

Stundenlang irre ich in der Stadt umher. Der Schatten um meinen Körper schluckt alles Licht. Von Furcht getrieben, laufe ich die Straßen entlang, durchquere Häuser, Mauern und Glas, gleite durch Bäume, Hunde und Menschen. Materie ist für mich jetzt kein Hindernis mehr. Das Leben selbst existiert wohl in einer gänzlich anderen Dimension als ich. Beim letzten Versuch, mir Gehör zu verschaffen, ramme ich gegen die Grauen, und hart pralle ich von ihnen ab. Endlich habe ich jemand auf meiner Ebene gefunden! Immer wieder stoße ich die Schattenwesen an, schubse sie, rufe ihnen zu. Sie aber ignorieren mich, lassen mich mit all den brennenden Fragen allein. In meiner Verzweiflung folge ich ihnen, statt mich beleidigt und enttäuscht abzuwenden. Sie sind doch jetzt meine Gefährten! Warum nur beachten sie mich nicht? Weshalb heißen sie mich nicht willkommen in ihrer Welt? Bald stelle ich allerdings fest, dass sie auch miteinander nicht sprechen, sich aus dem Wege gehen, jeder stur in seine eigene Richtung, hirnlosen Maschinen gleich. Werde ich irgendwann genauso sein wie sie?

Den ganzen Tag bin ich auf den Beinen gewesen, ohne zu rasten, zu essen, zu trinken. Dabei bin ich nicht einmal müde geworden. Was ist das bloß für ein seltsamer Zustand, in dem ich mich gerade befinde! Ich brauche jetzt Klarheit; daher muss ich zurück in meine Wohnung. Was aber erwartet mich dort? Möglicherweise liegt da mein Körper kalt und steif im Bett oder verrenkt und leblos am Boden in der Diele. Vielleicht sitzt er starr im Lehnstuhl wie ein Denkmal der Vergangenheit. Ist fünf Minuten vor Mitternacht meine Todeszeit? Warum vermag ich mich an nichts zu erinnern? Kein Schmerz, kein Sterben. Ich war ja nicht einmal krank!

Werde ich nun als Schattenwesen bis in alle Ewigkeit durch Kälte und Düsternis wandern müssen oder eines Tages hinabsteigen in mein tiefes, ruhiges Grab und mich mit meinem toten Körper vereinigen? Bin ich überhaupt noch von dieser Welt oder schon reduziert auf mein Bewusstsein? Keine der grauen Gestalten kommt zu mir und steht mir bei. Es scheint, als existiere jeder von uns für sich allein. Dies ist nicht das Paradies, das man uns versprochen hat!

Betrübt mache ich mich auf den Heimweg. Die Angst ist mein ständiger Begleiter. Sie weicht nicht von mir, lauert wie ein Dämon - wartend, lähmend, verstörend. Da Schlüssel jetzt nicht mehr vonnöten sind, betrete ich mein Haus gleich durch die Wand. Sicher bin ich tot und wahrscheinlich bin ich um fünf Minuten vor Mitternacht in meinem Lieblingssessel gestorben.

Genug der Spekulationen, ich will Gewissheit!

Langsam und mit pochendem Herzen gehe ich den Flur entlang, bleibe dann vor der Tür zum Wohnzimmer stehen. Zitternd umfasst meine Hand den Griff. Kalter Schweiß perlt mir auf der Stirn. Ich drücke die Klinke nieder, schließe meine Augen, und während ich die Tür aufstoße, denke ich bei mir: »Vollmond, ich flehe dich an! Lass es ein Traum sein! Lass mich aufwachen! Ich will aufwachen!«

Der Flaschengeist

Wieder einmal sitze ich an meiner Bucht. Eine weiche Decke habe ich ausgebreitet und mich darauf niedergelassen. Wohin auch immer ich reise, nirgends fühle ich mich so frei von allen Zwängen, werde so eins mit der Natur, bin so glücklich wie an jenem Ort. Diese von Felsen umgebene Bucht nenne ich mein Eigen, weil keiner sie beansprucht, keiner sie besucht. Ein idyllisches Fleckchen Erde, das mir gehört, ein Platz, wo ich ungestört über vieles nachsinnen kann.

An jedem Nachmittag komme ich hierher, lasse meinen Blick über die See schweifen bis zum Horizont und reite in Gedanken auf den Wogen. Ich schwing mich auf den Rücken eines Vogels, der mit seinen Kameraden gen Süden zieht, oder fliege mit den Wolken und lasse mich vom Sturm treiben, rufe der Sonne einen Gruß zu, wenn sie kurz vor ihrem Abschied als Feuerball auf dem Meer zu schwimmen scheint, lausche dem Wind, der manchmal raunt und manchmal heult, ertrage seine Launen, wenn er mein Haar zerzaust, und leide mit den dürren Grashalmen, die er biegt und knickt, denn nur wenige kühne Pflänzchen kriechen aus dem kargen, steinigen Boden hervor.

Heute habe ich es mir auf der felsigen Landzunge gemütlich gemacht. Ich genieße die wärmende Abendsonne und die Aussicht über die geschützte Bai, wo die sich kräuselnden Wellen auf den körnigen gelben Sand treffen, und schaue hinüber zum gegenüberliegenden Kap, das mir den Blick auf die Küstenlinie verstellt, indem es trotzig den Weg versperrt.

Nun ist es wieder Zeit für einen kleinen Spaziergang. Wie jeden Tag wandere ich hinunter an meinen Strand und dann zum Kliff vis-à-vis, doch erklommen habe ich es noch nie. Schon oft bin ich den Pfad hinangestiegen, aber immer auf halbem Wege umgekehrt. Ein Gefühl der Angst beschleicht mich dort stets. Nein, ich werde gewiss keinen dieser törichteren Versuche mehr unternehmen, um zu ergründen, was jenseits der mächtigen Felsen liegt. Was mich betrifft, endet hier die Welt, und dahinter befindet sich nichts, was für mich von Bedeutung ist.

Hoppla, fast wäre ich gestürzt! Worüber bin ich bloß gestolpert? Das Meer hat eine Flasche aus dickem, milchigem Glas angespült. Sie ist mit einem Korken verschlossen. Ich hebe sie auf, drehe und rüttle sie, halte sie an mein Ohr. Etwas klappert darin. Aus Neugier öffne ich das Gefäß. Da purzeln drei zusammengefaltete Blätter Papier heraus. Eine Flaschenpost! Welch freudige Überraschung! Ich stopfe die Zettel in meine Jackentasche, stöpsle die Flasche zu und klemme sie unter den Arm. Eilends kehre ich an meinen Platz zurück, denn ich kann es kaum erwarten, zu erfahren, was die Fremden aus der Ferne mir mitteilen wollen.

Endlich angelangt, hole ich die drei Botschaften hervor. Die erste entfalte ich sogleich. In verblasster schwarzer Tinte steht da geschrieben:

Ich heiße Edward Fletcher und bin 53 Jahre alt. Diese Nachricht hinterlasse ich für alle, die dem Flaschengeist begegnen, der unsere Meere unsicher macht. Er erfüllt euch jeden Wunsch, doch er gibt nicht, ohne auch zu nehmen. Viele Gerüchte kursierten über ihn in meinem Dorf, ich glaubte keines davon, und als ich eines schönen Abends am Strand spazieren ging, hob ich nichts ahnend eine Flasche auf. Weil es in ihrem Inneren raschelte, entkorkte ich sie. Ich stülpte sie um, aber sie war leer. Trotzdem schien es mir, als ob ein grauweißer Nebel in ihr wallte. Ich schüttelte sie heftiger, warf sie schließlich vor Wut in den Sand. Da kroch ein dichter Rauch aus ihr hervor, der sich allmählich zu einer riesigen, geisterhaften Gestalt ohne klaren Umriss formte. Plötzlich hub die Erscheinung an zu sprechen. Ihre donnernde Stimme grollte: »Warum hast du mich aus dem Schlaf gerissen?« Ich taumelte erschrocken zurück. »Ich wusste ja nicht - ich wollte nicht - es tut mir leid - ich ahnte nicht, dass ...«, stammelte ich. Der Flaschengeist gab einen Laut von sich, der an ein Gähnen erinnerte. »Nun, du Winzling, wenn du schon meine Ruhe gestört hast, dann plaudere mit mir! Ich führte lange kein Gespräch mehr mit einer Kreatur wie dir.« Innerlich verspürte ich den Drang, einfach wegzulaufen, aber wie angewurzelt stand ich da und konnte mich nicht rühren. So unterhielt ich mich mit dem mächtigen Wesen, erzählte ihm fast meine ganze Lebensgeschichte und berichtete ihm von den technischen Errungenschaften der Menschheit, in der Hoffnung, ihm damit etwas Respekt einzuflößen. Nach einer Weile fühlte ich mich völlig ausgelaugt. Meine Kehle war trocken, mein Magen knurrte und die Beine taten mir weh. Stundenlang Konversation bin ich eben nicht gewohnt. Nun ist der Flaschengeist glücklicherweise ein recht verschlafener Gesell; daher begann er mitten im Gespräch zu

schnarchen. Als ich die Gelegenheit nutzen und mich entfernen wollte, wachte er jedoch auf und ließ seine dröhnende Stimme hallen: »Du hast mir die Zeit recht kurzweilig vertrieben, deshalb gewähre ich dir einen Wunsch.« Wie nobel! Ich hatte einen Wunsch frei! Mir hüpfte das Herz vor Freude. Nach allem, was ich an diesem Abend erlebt hatte, zweifelte ich keinen Augenblick an seiner Fähigkeit, mir jede erdenkliche Bitte zu erfüllen. »Entscheide dich schnell, Winzling!«, brüllte er. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, warum ich nicht Gesundheit, die Rückkehr meiner Jugend oder das ewige Leben von ihm forderte. Endlich Erfolg, viel Geld oder uneingeschränkte Macht - es hätte so einige sinnvolle Dinge gegeben. Ich hätte von ihm verlangen können, dass mein längst ausgefallenes Haar neu sprießt oder meine ständig keifende Ehefrau über Nacht stumm wird. Ich hätte mir wünschen sollen, dass alle Waffen plötzlich unbrauchbar werden oder dass es keine Kriege, keinen Hunger und keine Missernten mehr gibt. Stattdessen rief ich: »Ich wünsche mir ein Auto, um nicht zu Fuß zur Fabrik laufen zu müssen.« Vielleicht lag es ja daran, dass er mich drängte, oder daran, dass ich mich tags zuvor wegen dieses Themas mit meiner Frau fürchterlich gestritten hatte - jedenfalls sprach ich jene einfältige Bitte aus. »Dein Wunsch wird dir erfüllt!«, rief der Geist, gähnte herzhaft und verschwand in seiner Flasche, die ich sodann verschloss und mit nach Hause nahm. - Am nächsten Morgen erwachte ich, als meine Frau energisch die Tür aufstieß. Verwirrt und erbost blickte sie mich an. »Unten steht ein Autohändler. Er hat einen Wagen vor unserer Tür geparkt und behauptet, dass du ihn gewonnen hast. Möchte bloß wissen, was du in deiner Freizeit treibst!« Erregung benebelte mich. Ich musste aufstehen, ans Fenster gehen und nachschauen, welch herrliches Gefährt mir der Flaschengeist geschenkt hatte. Im Freudentaumel riss ich die Bettdecke weg. Welch grauenhafter Anblick! Er hatte mir ein Auto gegeben und dafür meine Beine genommen! Meine Frau schrie wie am Spieß - ich gab keinen Laut von mir. Das nackte Entsetzen lähmte mich und kalter Schweiß stand mir auf der Stirn. Den Blick konnte ich nicht abwenden von diesen beiden Beinstümpfen. Ich wollte es nicht glauben. Schließlich fasste ich mich doch, denn noch war ja nicht alles verloren. Der Geist mitsamt seiner Flasche befand sich in meinem Besitz, und da er sich einmal großzügig gezeigt hatte, wäre er es vielleicht auch ein zweites Mal. Ich sollte ihn einfach ersuchen, die Sache rückgängig zu machen, und mich für die Mühe, die ich ihm dadurch bereitete, in aller Form entschuldigen. Also bat ich meine Frau, die sich von Weinkrämpfen geschüttelt auf dem Boden wand, die Flasche herzubringen. »Die habe ich in die Mülltonne geworfen!«, rief sie jammernnd. - »Dann hol sie zurück!«, herrschte ich sie an. »Wie konntest du sie nur wegschmeißen, dummes Ding!« - »Was bildest du dir ein, du widerlicher Säufer!«, heulte sie auf. »Soll ich denn deinen ganzen Abfall aufbewahren?« - »Ach, du hast nichts begriffen!«, fuhr ich sie an. »Hol endlich die Flasche, und zwar schnell!« Ich geriet außer mir vor Wut und machte insgeheim meine Frau für das Missgeschick verantwortlich. Sie schwor aber beim Leben ihrer greisen Mutter, dass sie die Flasche gerade erst beseitigt hatte. »Lass mich jetzt allein!«, befahl ich ihr schroff. Gekränkt wandte sie sich ab. An der Tür drehte sie sich noch einmal um, sah mich mit traurigen Augen an und sagte: »Nun ist es so weit.« - »Was?«, fragte ich naiv. - »Ich werde dich verlassen«, meinte sie knapp und klappte die Tür zu. Ich hörte das Poltern von Koffern. Sie hatte wohl schon in der Nacht zuvor gepackt. Ihr Entschluss stand sicher seit langem fest. Ich bin von jeher ein unausstehlicher Trunkenbold gewesen, doch sie war auch keine Traumfrau; deshalb kümmerte ich mich nicht weiter um sie. Meine ganze Konzentration galt jetzt allein dem Flaschengeist, denn es erforderte Fingerspitzengefühl von mir, wenn ich meine Beine wiederhaben wollte. Ich entkorkte das Gefäß und rief: »Hallo! Guten Morgen, Herr Geist!« Im Innern der Flasche tat sich nichts. Ich rüttelte sie. Keine Reaktion. Da fiel mir ein, dass das Wesen einen ziemlich festen Schlaf hat und erst erwacht war, als ich seine gläserne Behausung in den Sand geworfen hatte. Weil ich nicht aufstehen konnte, blieb mir nichts anderes übrig, als die Flasche zu Boden fallen zu lassen. Ich hoffte, dass der Teppich den Aufprall milderte, denn wenn sie zerschellte, wäre alles dahin. - »Warum störst du meine Ruhe, Winzling? Gab ich dir nicht, was du wolltest?« Des Flaschengeists volltönende Stimme klang mürrisch. - »Doch!«, erwiderte ich und lächelte gequält. - »Was willst du noch von mir, undankbarer Wurm?«, entgegnete er unwirsch. - »Ich denke, Sie haben mich gestern missverstanden«, versuchte ich zu erklären. - »Missverstanden?«, verhöhnzte er mich mit schallendem Gelächter. »Du wolltest ein solches Vehikel, um nicht mehr zu Fuß gehen zu müssen. Jetzt hast du ein Automobil. Wozu brauchst du dann diese Dinger aus Fleisch, die du Beine nennst?« - »Man kann nicht überall fahren. Im Haus zum Beispiel muss ich laufen«, erläuterte ich meinen Wunsch nachträglich genauer. - »Das hättest du gleich sagen sollen!«, schalt er unbarmherzig. »Nun ist es geschehen.« - »Aber Sie wären imstande, es rückgängig zu machen! Sie können das Auto wieder mitnehmen, wenn Sie mögen«, jammerte ich, denn ich sah meine Chancen schwinden. - »Was soll ich mit diesem rollenden Kasten? Hahaha!« Der Geist offenbarte seine ganze Grausamkeit. »Was bietest du mir als Gegenleistung, Winzling?« - »Ich berichte Ihnen weiter von den Menschen, von unserer Kultur, unserer Lebensart, von der Schönheit der Natur ...«, bot ich in meiner Verzweiflung

an. - »Nichts, was du mir noch erzählen könntest, ist für mich von Interesse. Und jetzt lass mich schlafen! Ich bin unendlich müde.« - Er schlüpfte in seine Flasche. Ich war allein. Wutentbrannt schmetterte ich das Gefäß zu Boden und an die Wand, doch es kam stets unversehrt zu mir zurück. Ich raffte mich auf, ließ mich aus dem Bett plumpsen, schleppte mich in die Diele bis zum Besenschrank, holte einen Hammer aus dem Werkzeugkasten hervor und schlug mit aller Wucht auf die Flasche ein - vergebens! Erst da begriff ich, dass sie unzerstörbar ist. Plötzlich wurde mir das ganze Ausmaß meines Elends bewusst. Wohin ich sie auch werfen würde, wo immer ich sie versteckte - irgendwann fiel sie erneut einem Narren wie mir in die Hände. Ich musste einen Weg finden, dem vorzubeugen. So schrieb ich diese Zeilen mit der Gewissheit, dass sich derjenige, der sie liest, die Zukunft nicht so verbaut wie ich. Ein Bekannter, der ab und zu mal nach mir sieht, wird das Gefäß samt Post dem Meer übergeben.

Ihr Edward Fletcher

Ungläubig starre ich auf den Zettel und die leere Flasche, die neben mir auf dem Boden liegt. Noch einmal überfliege ich den Bericht. Das alles scheint mir zu phantastisch. Kopfschüttelnd zerknülle ich die Botschaft und stecke sie zurück in meine Jackentasche. Dann nehme ich das zweite Blatt Papier zur Hand.

Wer diese Nachricht liest, sei vor dem Flaschengeist gewarnt, der mir begegnet ist und nur Unheil gebracht hat. Doch lassen Sie mich von vorn anfangen. - Mein Name ist Melissa Walton. Ich bin einundvierzig Jahre alt, glücklich verheiratet und Mutter von zwei Kindern. Früher gingen wir vier fast jeden Abend bei Sonnenuntergang gemeinsam am Meer spazieren, so auch an einem verhängnisvollen Dienstag im letzten Frühjahr. Während wir nun so schlenderten, raste plötzlich unser kleiner Hund davon, blieb vor einer leeren Flasche stehen und bellte laut. Als wir näher kamen, hatte er sich vor jener Flasche postiert und knurrte bloß noch. Das war schon eigenartig, denn eigentlich ist er ein ruhiges Tier und trottet meist still und brav neben uns her. Weil ich ziemlich ordentlich bin, gefiel mir der Unrat am Strand freilich gar nicht. Deshalb hob ich das Gefäß auf, um es in den nächsten Abfalleimer zu werfen. Aber das unaufhörliche, ängstliche Winseln, das unser Hund anstimmte, verriet mir, dass dies keine gewöhnliche Flasche war. Neugierig, wie ich bin, entkorkte ich sie. Da gelangte die Mitteilung von Edward Fletcher in meine Hände. »Sieh mal, eine Flaschenpost!«, rief ich entzückt meinem Mann zu. - »Nehmen wir sie doch mit!«, schlug er vor. »Vielleicht können wir uns mit dem Absender in Verbindung setzen.« - Ich war sofort Feuer und Flamme und unsere beiden Töchter ebenso. (Wir sind ein bisschen romantisch veranlagt, müssen Sie wissen, und eine Flaschenpost hat nun wirklich etwas Abenteuerliches.) Als wir wieder zu Hause waren, setzten wir uns geschwind an den großen Esstisch, wo ich gleich Fletchers Brief vorlas. »Das ist ja kompletter Unsinn!«, urteilte mein Mann, und unsere Töchter wandten sich enttäuscht ab. Auch ich hielt Fletcher für einen Spinner. Trotzdem will ich jeder Sache selbst auf den Grund gehen. Hätten die anderen gewusst, dass ich seinen Worten Glauben schenkte, hätten sie mich glatt für verrückt erklärt. Deshalb empfand ich eine gewisse Scham. Um Fletchers Bericht also möglichst unbemerkt zu prüfen, schlich ich mich noch in derselben Nacht aus dem Schlafzimmer, schnappte mir die Flasche, öffnete sie und ließ sie die Treppe hinabkullern. Tatsächlich kroch aus dem Flaschenhals ein gräulicher Nebel, der sich allmählich zu einer Art Körper materialisierte! Er hatte schier endlos lange, kräftige Beine und fürchterlich große Füße. Seine mächtigen Arme hatte er vor der Brust verschränkt. Auf seinem dicken Hals saß ein riesiger Kopf mit herabhängenden runden Ohren und einer Knollennase. Die Struktur der Gestalt war wolkig und ohne festen Umriss; daher konnte ich keine weiteren Einzelheiten erkennen. Ich sah fast ehrfürchtig zu ihm auf, denn er nahm den gesamten Raum des Treppenhauses bis zur Decke ein. Doch kaum hatte sich das Wesen in voller Größe aufgebaut, grollte es auch schon: »Weshalb hast du meine Ruhe gestört, Weib?« Seine Stimme donnerte durch das ganze Haus, so dass die Wände bebten und die Gerätschaften im Besenschrank klirrten. Mein Mann und die Kinder regten sich aber nicht. Nur unser Hund kauerte angsterfüllt in der Ecke und jaulte. - »Um ehrlich zu sein, ich zweifelte an Ihrer Existenz«, entgegnete ich. - Der Geist ließ ein grausames, kaltes Lachen durch den Korridor hallen. »Ihr Menschen seid erbärmliche Geschöpfe«, stellte er ärgerlich fest. - »Ist es - ist es wahr, dass - dass Sie - ich meine - ist es wahr, dass Sie einen Wunsch erfüllen, wenn man Ihnen etwas dafür gibt? Ich könnte zum Beispiel - nun, ich könnte Ihnen eine Geschichte vortragen«, stotterte ich aufgeregt. - »Welche?«, fragte er. (Es war mir also gelungen, seine Neugier zu wecken.) »Ich höre gerne Geschichten, doch ich kenne sie alle. Ihr Winzlinge erzählt stets das Gleiche. Ihr habt nichts Neues zu berichten.« -

»Das ist nicht wahr!«, verteidigte ich mich. »Ich habe ein paar schöne Märchen für meine Töchter geschrieben. Sie wurden nie veröffentlicht und kein Außenstehender hat sie je gelesen. Es ist völlig ausgeschlossen, dass sie Ihnen bekannt sind.« - Das Wesen hatte ein offenkundiges Interesse an meinen Geschichten. So vertrieb ich mir die Nacht damit, einen gelangweilten Flaschengeist mit Märchen zu unterhalten, die ich mir eigentlich für meine Kinder ausgedacht hatte. Weil ich eine recht gute Erzählerin bin, hielt ich ihn lange bei Laune. Erst nachdem ich die letzte Story preisgegeben hatte, gewährte er mir zum Dank für meine Mühe einen Wunsch. Da wurde ich ein Opfer meiner Eitelkeit und bat ihn: »Ich möchte schlanker werden.« Daraufhin versprach er mir: »So soll es sein!« Mit diesen Worten schlüpfte er zurück in seine Flasche. - Nun war ich ja immer etwas füllig; im Jahr zuvor aber hatte ich sehr zugenommen. Meine Kleider wurden samt und sonders zu eng. Ich war unzufrieden und verglich mein Aussehen ständig mit dem der anderen Frauen in meiner Bekanntschaft. Manchmal plagte mich der Neid, und mitunter misstraute ich selbst meinem Mann, obwohl er mir stets aufs Neue beteuerte, dass meine Figur ihm nicht wichtig sei. Diäten, Pillen und Gymnastik - ich hatte wirklich alles versucht und doch kein Pfund verloren. Sie können sich also gewiss vorstellen, wie mich die Aussicht auf eine baldige Besserung dieses Zustands aufmunterte. - Am nächsten Tag trat auch bereits die erste Veränderung ein: Mein Rock war plötzlich zu weit. Tags darauf rutschte mir derselbe Rock von der Taille bis zu den Hüften. Sogar mein Mann, der keinen Sinn für Äußerlichkeiten hat, musterte mich eingehend und meinte schließlich, ich sei schmal geworden. Schon zwei Wochen später hatte ich eine Traumfigur. Ich jauchzte vor Freude! Der Flaschengeist hatte tatsächlich sein Wort gehalten. Leider stellte sich aber heraus, dass er nicht wusste, wann eigentlich Schluss sein sollte. Ich hatte meinen Wunsch wohl nicht genau genug formuliert. Zu meinem Schrecken wurde mir klar, dass dies eine Schlankeitskur ohne Ende ist! Von da an magerte ich zusehends ab und war bald nur noch ein wandelndes Knochengeriippe. Als ich den Geist ein zweites Mal weckte und auf Knien um Gnade flehte, zeigte er sein wahres Gesicht und verhöhnte mich bloß. Als ich ihm anbot, neue Märchen zu erfinden, lehnte er unnachgiebig ab. Wie mein Leidensgenosse Edward Fletcher versuchte ich in meiner Wut, seine Flasche zu zertrümmern, und wie er scheiterte ich kläglich. Ich warf sie aus dem Fenster, mein Mann fuhr mit dem Auto über sie hinweg und wir überließen sie dem Kaminfeuer. Doch sie ist unverwundlich und ihr Bewohner lässt alles über sich ergehen. Heute schreibe ich Ihnen diese Zeilen, berichte Ihnen, was mit mir geschehen ist. Noch bin ich am Leben und imstande, wenigstens einen Bleistift in der Hand zu halten; schon morgen kann selbst das unmöglich sein. Mit Entsetzen habe ich feststellen müssen, dass nicht nur mein Fleisch, sondern auch mein Skelett von dieser schrecklichen Schlankeitskur betroffen ist. Meine Knochen schwinden. Alles an mir wird dünner und weniger. Ich fühle, dass der Geist mich am Leben lässt. Aber was für ein Leben erwartet einen Menschen, der dazu verurteilt ist, zu einem eindimensionalen Strich zusammenzuschrumpfen? Werde ich weiterhin wahrnehmen können, was um mich herum passiert? Werde ich mich verständlich machen können? Reden, hören, fühlen? Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie meine Zukunft aussieht. Dieser Brief ist mein Vermächtnis an die Nachwelt. Nehmen Sie sich vor dem Flaschengeist in Acht und richten Sie keine Wünsche an ihn, denn mir scheint, er kann zwar mit uns kommunizieren, jedoch kann oder will er uns nicht verstehen.

Ihre Melissa Walton

Melissa Waltons Bericht ist ein wahrer Schock für mich, bestätigt er ja indirekt auch Edward Fletchers Botschaft. Trotzdem mag ich kaum glauben, dass dieser Geist wirklich existiert. Solche Wesen gibt es eigentlich nur in alten Sagen und schlechten Schauerromanen. Dennoch bin ich ziemlich beunruhigt. Befindet sich tatsächlich eine fremde Macht in jener unscheinbaren Flasche?

Ich breite die dritte Nachricht aus. Möglicherweise bringt sie Licht in die Angelegenheit ...

Ich bin Martha Wilder. Wie meine Schicksalsgefährten ereilte mich das Unglück, Bekanntschaft mit dem Flaschengeist zu schließen. Zumindest berichtet das mein Mann. Wie er mir soeben sagt, erzählt er es mir täglich von neuem, denn am nächsten Morgen weiß ich nicht, was am Vortag war. Ich finde mich nicht mehr zurecht, bin völlig hilflos. Da ich mich nicht daran erinnern kann, wie alles begann, wird nun mein Mann diesen Brief fortführen und Ihnen mitteilen, was geschehen ist.

Ihre Martha Wilder

Hier ist Frederic Wilder. Obgleich ich mich ungern schriftlich ausdrücke, erfordern es die Umstände, dass ich meine Scheu überwinde. Um nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, werde ich chronologisch vorgehen. - In ihrer Jugend war meine Frau Martha sehr schön; deshalb litt sie unter dem Alterungsprozess entsetzlich. Als sie die vierzig überschritten hatte, nahm ihr Verhalten schließlich krankhafte Züge an. Sie fing an, jedes einzelne graue Haar und jedes noch so kleine Fältchen zu bekämpfen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass ihr jedes Mittel recht war, um etwas an ihrem Äußeren zu verbessern. Sie ließ keine Verjüngungskur aus und legte sich sogar unters Messer. Freilich brachte all das auf lange Sicht wenig, doch Martha ergab sich nur widerwillig in ihr Schicksal und verließ immer seltener das Haus. Durch ihren Wahn von der ewigen Jugend war sie blind für wichtigere Dinge, und sie übersah dabei völlig, dass ihre Altersgenossinnen sie nach wie vor um ihre Schönheit glühend beneideten. So verrann die Zeit und die Jahre verstrichen eines nach dem anderen. - Manchmal liefen wir am Strand entlang, wenn es dunkelte, so auch an Marthas fünfzigstem Geburtstag. Dabei lasen wir diese Flasche auf. Die Flut spülte sie direkt vor die Füße meiner Frau. Ich wollte sie wegwerfen oder einfach liegen lassen, aber Martha bestand darauf, sie mitzunehmen. Zu Hause angelangt, öffneten wir das Gefäß und waren hochofren über die Post aus dem Meer. Was wir da erfuhren, bereitete uns allerdings Kopfzerbrechen. Bei mir überwogen letztendlich die Zweifel. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass es außerhalb der Märchen- und Sagenwelt Geister gibt, die in Flaschen leben, Wünsche erfüllen und ungern geweckt werden. Meine Frau, die hoffnungslos schwärmerisch veranlagt ist, nahm das hingegen für bare Münze und schlug vor, es darauf ankommen zu lassen. Ich riet ihr ab, hatte dafür jedoch kein überzeugendes Argument. Außerdem war es ihr Geburtstag und Ablenkung tat ihr gut. Also warf Martha das Gefäß mit aller Wucht gegen die Wand, woraufhin das gasförmige Monstrum wie eine Rauchsäule aus der Flasche aufstieg. »Wer wagt es, meine Ruhe zu stören?!«, brüllte das Wesen mit tiefer Stimme, so dass ich erbebe. Meine Frau versuchte den Geist zu beschwichtigen. Mir wurde indessen sehr schnell klar, dass er nicht zum Scherzen aufgelegt war. Martha war dennoch wild entschlossen, ihm die Gewährung eines Wunsches abzurufen. Sie vollführte einen Bauchtanz und sang dazu, dass mir das Herz aufging. Anschließend rezitierte sie mit Inbrunst eine tragische Passage aus einem mir unbekanntem Stück. Sie zeigte ihr ganzes akrobatisches Können, indem sie ein Rad schlug, Handstand, Spagat und Salto präsentierte. Der Geist war davon allerdings nicht angetan und gähnte gelangweilt. Er war ihrer überdrüssig, aber sie gab nicht auf. Ich hatte das Gefühl, er erfüllte ihr die Bitte, allein um ihre Gesellschaft nicht länger ertragen zu müssen. Von all den Turnübungen außer Atem geraten, stöhnte sie: »Ich wäre gerne jünger!« Dieser Satz wurde uns beiden zum Verhängnis! Meine Frau war außer sich vor Freude und gelobte, dass von nun an alles besser werde. Doch als ich sie am darauffolgenden Morgen auf den Vorfall ansprach, wusste sie anscheinend nichts mehr von der Begebenheit. Sie war sogar im Begriff, die Flasche samt Geist in den Mülleimer zu schmeißen, und nur mit Mühe gelang es mir, sie daran zu hindern. Als ich ihr von dem Wesen berichtete, lachte sie mich bloß aus. Was ich anfangs für eine ihrer Verrücktheiten hielt, stellte sich bald als bittere Wahrheit heraus - sie hatte alle Ereignisse des Vortags vergessen! Es sollte aber noch schlimmer kommen: Nach einem Jahr erinnerte sie sich nicht an unseren damals zweijährigen Enkel und nach zwanzig Jahren nicht einmal mehr an unsere inzwischen vierzigjährige Tochter. - Währenddessen sind fünfundzwanzig Jahre verflossen. Martha ist unfähig, den Alltag zu meistern, und begreift wohl selbst nicht, was mit ihr geschieht. In jeder Hinsicht verläuft ihre Entwicklung rückwärts. Da nützt es freilich wenig, dass sie mittlerweile wieder so jung und wunderschön ist wie seinerzeit, als wir uns kennenlernten. Für uns alle ist ihr Zustand sehr verwirrend. Ich bin zu dem verblüffenden Schluss gekommen, dass sie sich jeweils erst einen Tag in die Zukunft und dann zwei Tage zurück in die Vergangenheit bewegt. Dieser Zeitsprung erfolgt irgendwann zwischen einer Sekunde vor und Punkt zwölf Uhr nachts und vollzieht sich in einem für unsere Sinne nicht wahrnehmbaren Moment. Marthas Gedächtnis wird dabei Tag für Tag buchstäblich gelöscht. - Hier möchte ich meine Aufzeichnungen unterbrechen. Ich werde vielleicht in einigen Jahren mit dieser Schilderung fortfahren.

Ihr Frederic Wilder

Mein Name ist Anna Wilder. Ich bin Martha und Frederic Wilders Tochter. Mein Vater ist kurz nach obigem Bericht von uns gegangen. (Das Leben mit meiner Mutter war einfach zu hart für ihn.) Seit sechsundzwanzig Jahren ist er nun tot, und ich möchte stellvertretend für ihn dieses Schreiben beenden. - In den letzten Jahren lebte

meine Mutter bei mir. Sie hatte sich zu einem Kind zurückgebildet und schließlich nach und nach Lesen und Schreiben, zum Schluss sogar das Laufen und Sitzen verlernt. Sie hätten sehen müssen, wie qualvoll Mum starb - ein Embryo ohne den schützenden Bauch seiner Mutter! Das kann ich nie und nimmer vergessen. Ich habe ihren Tod (sie verschied vor einem Jahr) bis heute nicht verarbeitet und verstehe nicht, wie dies passieren konnte. - Mein Vater war ein kluger und besonnener Mann. Auf seinem Sterbebett bat er mich darum, diese Nachricht zu vervollständigen. Ich werde sie jetzt dem Meer überlassen, in der Hoffnung, dass jene Flasche niemals wieder an Land gespült wird. Hören Sie meine Warnung, sehr geehrter Leser! Machen Sie keine Geschäfte mit dem Flaschengeist! Er bringt nur Unheil und Verderben.

Ihre Anna Wilder

Mit zitternden Händen falte ich die letzte Botschaft zusammen, lasse sie vorsichtig in das Innere der Flasche gleiten und verschließe die Wohnung des Geistes mit dem Korken. Diese drei Berichte haben mich wirklich aufgewühlt. Um nichts in der Welt werde ich Kontakt mit jenem Ding aufnehmen, und vor allem will ich die Menschheit vor ihm schützen. Unten bei den Klippen ist eine kleine Höhle; darin werde ich das Gefäß verwahren. Damit erweise ich uns allen einen guten Dienst: Er hat seine Ruhe und wir sind in Zukunft sicher vor ihm.

Die Sonne steht blutrot über dem Meer. Bald wird es dunkel - ich sollte mich beeilen. Der Sturm greift mich von der Seite an. Ich muss aufpassen, dass ich nicht falle. O weh! Kleine Steinchen haben sich aus dem Fels gelöst und beginnen zu rollen. Ich finde keinen Halt mehr, stolpere und stürze. Das Glas entschlüpft meinen Händen und kullert den Hügel hinab! Regungslos liege ich da und bete, dass der Pfropfen dem Geist den Weg versperrt.

Klirrend hüpft die Flasche den holprigen Abhang hinunter. Der Verschluss springt heraus. Ich blicke auf die See hinaus - all mein Hoffen war vergebens! Was ich sehe, verschlägt mir schier den Atem. Vor Schreck bin ich wie gelähmt. Von der Meeresoberfläche bis unter das Rot des Abendhimmels erstreckt sich der Flaschengeist und herrscht mich verdrießlich an: »Ihr Menschen seid Plagegeister, wollt immer nur Wünsche erfüllt haben und raubt mir den Schlaf. Verschone mich mit deinen Künsten, Winzling! Sag mir einfach, was du willst, und es wird geschehen, aber lass mir fortan meinen Frieden! Welche Bitte also soll ich dir gewähren?«

Ich kauere ängstlich auf dem Boden und versichere ihm mit tränenerstickter Stimme: »Ich wünsche mir nichts von dir!« »Das sollst du haben!«, lacht er höhnisch und verschwindet urplötzlich. Und mit ihm verschwindet alles: der Felsen, die Gräser, der Wald in der Ferne, das Meer mit seinem Rauschen, der Wind, ja selbst der Himmel und die Sonne. Kein Geräusch mehr, kein Geruch, kein Licht. Stille und Dunkelheit. Kein Boden unter den Füßen. Ich schwebe durch ein unbeschreibliches Nichts.

Alles ist dahin. Was soll ich jetzt tun? Was soll ich bloß machen? Meine Hände greifen ins Leere. Ich bin das Einzige, was noch existiert. Ich muss diesen Geist um Gnade bitten - aber wo soll ich nach ihm suchen? Wie kann ich ihn finden, wenn ich nichts sehe? Was tut er gerade? Ist er wach oder schläft er?

»Geist aus der Flasche, wo bist du?«, rufe ich in die Leere hinein.

Mr Howard im Paradies

Zu gerne möchten wir Menschen wissen, was uns nach dem Tod erwartet. Mangels wissenschaftlicher Beweise stützen wir uns auf religiöse Vorstellungen, Legenden und Wunschbilder. So hat ein jeder seinen eigenen Traum: Der eine glaubt an die Wiedergeburt, der andere an eine von Geistern bevölkerte Sphäre, und Mr Howard, den Sie, mein sehr geehrter Leser, gleich kennenlernen, hofft wie die meisten Leute auf ein ewiges Leben im Paradies.

Mr Howard musste das Bett hüten. So harrte er bereits seit einer Woche aus und dachte, nun bald in das Jenseits einzugehen. Der Arzt hatte ihm gesagt, er werde nicht lange leiden und der Tod an sich sei schmerzlos. Der Pfarrer hatte gemeint, er könne frohgemut sein Leben beenden, denn er sei ein guter Christ gewesen und habe am Tag des Jüngsten Gerichts nicht viel zu befürchten. Außerdem sei sein Schicksal besiegelt, und wenn Gott die letzte Stunde eingeläutet habe, sei alles Wehgeschrei ohnehin umsonst.

Die lieben Verwandten, die Mr Howard noch einmal zu sich gerufen hatte, waren stets nett und hilfsbereit gewesen, hatten sich aufopferungsvoll um ihn gekümmert und ihm jeden erdenklichen Wunsch von den Augen abgelesen. Selbst jetzt trösteten sie ihn. Kein Einziger ließ ihn im Stich. Das lag wohl nicht zuletzt daran, dass er eine große Familie hatte und einen schönen Batzen Geld besaß. Wer davon etwas abbekommen wollte, musste schon dafür sorgen, dass er nicht in Vergessenheit geriet. Weil Mr Howard auch längst die neunzig überschritten hatte, warteten seine Angehörigen bereits seit einigen Jahrzehnten sehnsüchtig auf seinen Abgang.

Nun war Mr Howards Uhr abgelaufen, und eigentlich hatte er keinen Grund, unzufrieden zu sein. Trotzdem verließ er das Diesseits nicht gerne. Hier gab es all die Dinge, die ihm lieb waren: den Boden, auf dem er lief, das Haus, in dem er wohnte, die Menschen, die ihm nahestanden, die Bäume, die Sauerstoff und Schatten spendeten, die Luft, die er atmete, die Vögel, die immer dasselbe Lied in den Zweigen pfliffen, die Gestirne, die am Himmel zuverlässig ihre Bahnen beschrieben, den Hund von nebenan, der zu oft lautstark kläffte, das launische Wetter, zwar unberechenbar, doch stets gegenwärtig. Vieles war ihm so ans Herz gewachsen, dass er es sicherlich vermissen würde. Nein, er hatte wahrlich keine Lust zu einer Reise ins Ungewisse! Aber es ist ein Naturgesetz, dass ein altersschwacher Mann irgendwann sterben muss, und niemand kann dieses eherne Gesetz aufheben.

Vor Mr Howards geistigem Auge zog ein ganzes Leben vorüber: die traurige Kindheit in einem tristen Vorort, die Schulzeit, die ihm seine Klassenkameraden verleideten, der erste Erfolg, die große Liebe, die zugleich eine große Enttäuschung war, der Aufstieg zum geachteten und bewunderten Mann, der Reichtümer und Macht hatte, die Frauen, die sich plötzlich um ihn rissen, die alten Bekannten, die sich bei ihm einzuschmeicheln versuchten, die Eheschließung mit der Schönsten aus einer Schar von habsüchtigen Verehrerinnen, die Geburt der drei noch gierigeren, nur auf ihr Erbe erpichten Kinder, das Attentat, bei dem die Frau umkam, die Verleumdungsaffäre und der Bestechungsskandal, der Konkurrent, den er arglistig aus dem Weg räumte, die Verrückte, die ihn mit ihren Liebesschwüren terrorisierte, Familienfeiern und Familienfehden, die Urlaubsreisen und die Bildersammlung, die Villen und die Luxuslimousinen. Jede Einzelheit aus seinem irdischen Dasein - so banal sie auch war - rauschte ein letztes Mal wie im Zeitraffer an ihm vorbei.

Dann sah er sich schließlich selbst im Schlafzimmer in seinem Bett liegen. Seine bereits ergrauten Kinder und deren Kinder und Kindeskindern hatten sich eingefunden und heulten wie die Klageweiber. Auf diesem Bild ruhten seine Blicke. Die Szene der trauernden Verwandtschaft unterschied sich in nichts von den Szenen aus der Vergangenheit. Sie erschien ihm ebenso unwirklich und verklärt. Alle weinten sie um ihn, ergriffen seine schlaffen Hände, klammerten sich aneinander. Sohn Michael holte aus dem Nachtschränkchen die Bibel hervor und fing an zu beten. Erst jetzt verstand Mr Howard, dass er gestorben war.

Sein ätherischer Leib schwebte knapp unter der Decke und spähte von oben auf die leblose Hülle in den weißen Laken und auf die Hinterbliebenen hinab. Es war makaber, jener rührenden, doch übereilten Abschiedszeremonie beizuwohnen. Irgendwie musste er sich zu den anderen gesellen und ihnen schonend beibringen, dass er noch immer unter ihnen weilte. Mr Howard betrachtete seinen Körper. Eigentlich hatte er sich gar nicht verändert. Er war jetzt kräftiger, und als er sich mit der Hand über den Kopf fuhr, spürte er seit über vierzig Jahren erstmals wieder dichtes Haar. Seine Haut war glatter, der Mund voll echter Zähne, und obwohl er keine Brille trug, sah er alles ganz deutlich. Jedes Wort, das seine Angehörigen sprachen, vernahm er nun auch ohne Hörgerät. Das Herz schlug stark wie in der Jugend, er war vital und

atmete mühelos. Sein Gehirn lief auf Hochtouren, und plötzlich erinnerte er sich an tausend Dinge, die er schon vor einer Ewigkeit vergessen hatte. Er fühlte sich gesünder und vollkommener als je zuvor in seinem irdischen Dasein. Er musste unbedingt seiner Familie mitteilen, wie wunderbar es ist, tot zu sein.

Im Zeitlupentempo segelte Mr Howard von der Decke herab. Dann setzte er lautlos auf dem Boden auf. Mit den Lebenden in Kontakt zu treten, gestaltete sich allerdings schwieriger als erwartet. Er klopfte den Anwesenden auf die Schulter, umarmte sie und redete sie an, aber die meisten Leute sind für Geister wenig empfänglich. Daher fand sich keiner, der ihn bemerkte. Alle konzentrierten sich nur auf den Leichnam in den Kissen.

So ging Mr Howard zu seinem toten Körper hin und ließ sich auf der Bettkante nieder. Ungläubig beäugte er die reglose Hülle, strich ihr über die Glatze und musterte den bleichen, zahnlosen Mund, der ziemlich eingefallen und hohl wirkte. Schließlich begann er die Runzeln zu zählen, die das Leben ohne Erbarmen in sein Gesicht gegraben hatte. Da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf: Vielleicht war er noch gar nicht tot! Vielleicht durchlief er gerade ein Übergangsstadium. Möglicherweise wäre er wieder am Leben, wenn er in jenen Körper zurückkehrte. Bloß wusste er nicht, wie er das bewerkstelligen sollte. So legte er sich einfach mit dem Rücken auf den Leichnam, und tatsächlich verschmolzen die beiden Leiber zu einem einzigen. Aber kaum war diese Reanimierung abgeschlossen, spürte Mr Howard all die bereits vergessenen Schmerzen erneut. Er versuchte zu atmen, doch es fiel ihm so schwer. Er konnte nicht einmal die trüben, leeren Augen öffnen, geschweige denn irgendeine sichtbare Regung zeigen. Nein, mit diesem klapprigen, ausgedienten Körper wollte er sich nicht länger herumplagen. Also erhob er sich von seinem Lager und ließ seine irdische Hülle zurück.

Just als Mr Howard am Fenster vorüberging, traf ihn ein weißer Lichtstrahl. Da ihn hier nichts mehr hielt, wollte er nun gerne erkunden, was es mit dem grellen Schein auf sich hatte. Die Quelle des Leuchtens, so meinte er, befand sich weit entfernt, am Ende eines langen Weges durch eine dunkle Röhre, die direkt hinter dem Fenster begann. Mr Howards ätherischer Leib durchdrang ohne Mühe die Glasscheibe und bewegte sich auf geistigen Befehl durch den schwarzen Tunnel. Dort lauerten einige unliebsame alte Bekannte, die ihn beschimpften und bespuckten und ihm mit kreischenden und jammernden Stimmen seine kleineren und größeren Vergehen vorwarfen. Doch kaltschnäuzig, wie er war, ließ er sich von den düsteren Gestalten nicht beirren. Stur verfolgte er den Weg durch den unheimlichen Verbindungskanal und siehe da! Er war angekommen.

Von Licht durchflutet, lag jetzt eine weite, schier endlose Landschaft vor Mr Howard, die alles in den Schatten stellte, was er je in seinem Leben gesehen hatte. Beinahe ehrfürchtig von der Schönheit und Erhabenheit seiner neuen Heimat berührt, blickte er sich um. Bunte Blumenwiesen und saftig grüne Ziersträucher, glitzernde Flüsse und sanfte Erhebungen erstreckten sich bis zum Horizont. Auf wundersame Weise leuchteten die Blüten, das Grün und alles Wasser aus sich selbst heraus. Es gab keine Sonne und kein Dunkel mehr, keine Dämmerung und keine Nacht.

Mr Howard war außer sich vor Freude. Dieses Meer aus Lichtstrahlen übertraf seine Erwartungen in jeder Hinsicht. Was er auch über Jenseitsvisionen gelesen und wie immer er sich die Gärten der Ewigkeit ausgemalt hatte - das Paradies war ungleich anmutiger, als der genialste Poet der Welt es je hätte beschreiben können. Er riss die Arme hoch und vollführte Luftsprünge, kullerte über die Wiesen und tollte auf dem Blütenteppich herum, ohne müde zu werden. Nach einer Weile hielt er jedoch inne.

Dies war ein heller und überaus entzückender, aber anscheinend sehr einsamer Ort, denn Mr Howard hatte noch keinen anderen Paradiesbewohner gesehen. Inzwischen hatte er jedes Gefühl für Zeit verloren und wusste nicht, wie lange er bereits hier verweilte, doch angesichts der vielen Todesfälle, die sich in der Geschichte der Menschheit ereignet hatten, machte ihn die offenkundige Leere des Jenseits stutzig. Nach kurzer Überlegung kam er zu dem Schluss, dass diese Gefilde wohl recht ausgedehnt sein mussten.

Auf der Suche nach einem Begleiter blieben ihm demnach zwei Möglichkeiten. Entweder zog er einfach los, in der Hoffnung, irgendwann zufällig auf jemanden zu treffen, oder er ging zurück zum Eingang und wartete auf den nächsten Neuankömmling. Letzteres erschien ihm zwar erfolgversprechender, der Weg zum Verbindungstunnel war jedoch unauffindbar, denn Mr Howard hatte in der unwirklichen Umgebung, die in jeder Richtung gleich aussah, völlig die Orientierung verloren.

Ein erstes Unbehagen beschlich ihn. Das Paradies war zweifellos konstruiert worden, denn diese Landschaft wies eine in sich geschlossene Ordnung auf. Daher kam er zu folgender Erkenntnis: *Es gibt einen Gott!* Von Panik erfasst, stieß er einen hilflosen Schrei aus. Er rief nach anderen Wesen, nach jemandem, der ihm erklären konnte, was hier vor sich ging, aber niemand hörte ihn, und schließlich sank er betrübt zu Boden. Ein Gedanke schoss ihm wieder und wieder durch den Kopf - stets stellte er sich die alles entscheidende Frage: Warum ist das Paradies leer?

Mr Howard zermarterte sich das Hirn. Kann sein, dass diese Gärten wirklich zu weitläufig waren, um auf Schritt und

Tritt Menschen zu begegnen. Vielleicht war das Paradies ja auch unendlich groß. Das war überhaupt die Lösung! In einem unendlich großen Gebiet ist es sehr wahrscheinlich, dass sich selbst ein paar Milliarden Leute irgendwo verlaufen und man höchstens durch Zufall auf einen anderen trifft. Doch Mr Howard wollte sich nicht so recht mit der Idee anfreunden. Eine immaterielle Welt überstieg schon sein Vorstellungsvermögen. Er wollte besser gar nicht damit anfangen, über einen Raum nachzudenken, der für Lebende unerreichbar war, außerhalb der Zeit existierte und obendrein keine Grenzen hatte. Nein! Das war wirklich zu abstrakt.

Von solch unsinniger und fruchtloser Grübelelei wurde Mr Howard ganz schwindelig. Er brauchte unbedingt Ablenkung. Am besten, er tat etwas, wobei man nicht viel überlegen muss. Ein Lächeln huschte um seine Lippen, als er sich umblickte. Wie wäre es denn, wenn er ein paar der vielen bunten Blumen pflückte? So machte er sich gleich an die Arbeit und begann, sie einzusammeln. Die Blüten rochen süßlich, fühlten sich kühl an und hatten kein Gewicht. Sein Strauß wurde riesig, aber es wollte ihm nicht gelingen, von jeder Art ein Exemplar zu finden. Die Mannigfaltigkeit in jenem Garten schien unerschöpflich.

Jenseits, Ewigkeit, Unendlichkeit, Raum und Zeit - dies waren Begriffe, die Mr Howard Angst einflößten, weil er ihren tieferen Sinn nicht verstand. Deshalb nahm er sich vor, das Paradies von nun an so zu akzeptieren, wie es war. Er wollte einfach nur weitergehen und abwarten. So wanderte er immerzu; das Laufen wurde zum Inhalt seiner Existenz. Er überquerte Bäche, stieg Hügel hinauf und wieder hinunter und sann nicht länger über die Endlosigkeit des Gartens und seine geheimnisvolle Künstlichkeit nach.

Mr Howard nahm alles als unabänderlich hin: den ewig hellblau leuchtenden Himmel ohne Sonne und ohne Wolken, die bunt schimmernden Blumen und die glitzernden, leise rauschenden Bäche. Er brauchte weder Erholung noch Schlaf, bekam niemals Hunger oder Durst. Sein neuer Körper funktionierte wie ein Uhrwerk. Da Zeit im Paradies nicht messbar war, hatte sie für ihn jegliche Bedeutung verloren. Er schlenderte unablässig allein durch die grüne Flur ohne Ziel, ohne Sinn, aller Aufgaben ledig, aller Sorgen enthoben, bar jeder Mühsal - ein freier Geist.

* * *

Irgendwann erblickte Mr Howard in der Ferne eine flackernde Lichtquelle. Bildeten die Strahlen etwa den Eingang zu einem anderen Garten des Paradieses oder gar den Zugang zur Welt der Lebenden? Mr Howard zögerte nicht lange und schlug schnurstracks den Weg dorthin ein.

Je näher er an das Phänomen herankam, desto unheimlicher wirkte das Leuchten. Es entstand aus Myriaden kleiner, grellweiß funkelnder Kugeln, die sich zu einem größeren Ganzen verdichteten. Ihr durchdringendes Summen bereitete ihm bohrende Kopfschmerzen. Am liebsten wäre er umgekehrt, doch sein Instinkt sagte ihm, dass diese Entdeckung genauestens erforscht werden musste. So ging er schließlich auf die Lichtquelle zu, hielt aber dennoch Abstand. Er umkreiste sie, betrachtete das Flimmern der Bällchen, die wie winzige Feuer aufloderten und wieder erloschen oder sich als Blitze entluden.

Für einen Moment glaubte Mr Howard das Rätsel gelöst zu haben. All diese Flämmchen konnten nur die Seelen der Verstorbenen sein, und weil sie sich hier zusammengefunden hatten, um miteinander zu kommunizieren, waren die Gärten des Paradieses leer. Doch er verwarf die Idee im Handumdrehen. Was war mit den Menschen passiert, die nach ihm aus dem Leben geschieden waren? Er konnte unmöglich der letzte Ankömmling gewesen sein! Seine Überlegungen führten wieder einmal zu nichts. Wollte er das Geheimnis ergründen, dann musste er unbedingt herausfinden, welche Bedeutung jene merkwürdige Lichtquelle hatte.

Vorsichtig berührte er mit den Fingerspitzen eine der kleinen pulsierenden Kugeln. Wie elektrisiert schrak er zurück und ein leichtes Kribbeln zuckte durch seinen ätherischen Leib. Dann fuhr er mit der rechten Hand in den seltsamen Energienebel. Der Kontakt mit dem unbekanntem Etwas fügte ihm offensichtlich keinen Schaden zu; also entschloss er sich, gänzlich in die Wolke einzutauchen.

Im Innern des Gebildes begann er zu schweben und zu schwingen. Eine kaum spürbare, jedoch unnachgiebige Kraft zog ihn immer tiefer und schneller ins Zentrum. Der paradiesische Garten entschwand seinen Blicken. Bald war Mr Howard vollends von dem blendenden Leuchten umgeben und jedes menschlichen Sinnes beraubt. Als die Bewegung zum Stillstand kam, war er am Ziel, aber sein neuer und anscheinend endgültiger Aufenthaltsort missfiel ihm ganz und gar. Die Eintönigkeit des grellweißen Lichts und das ohrenbetäubende Summen behinderten jede Art von Wahrnehmung. Ihm wurde bewusst, dass er mit diesem Meer von Strahlen eins werden musste.

Kaum hatte er den Gedanken gefasst, da war es auch schon geschehen! Mr Howard war nicht länger in dem Phänomen gefangen, sondern er war ein Teil davon. Diese Veränderung beeinflusste sein Denken grundlegend. Alles Komplexe

schien ihm nun simpel zu sein. Selbst die Physik des Universums, die ihn in seiner Schulzeit fast in den Wahnsinn getrieben hatte, war doch so einfach wie ein Kinderspiel.

Begriffe wie »Zeit«, »Raum« und »Dimension« konnte er jetzt klar definieren. Er verstand sie, verinnerlichte sie - tatsächlich hatte er sie erfunden! Warum war das Paradies leer? Es gab nur eine mögliche Antwort: Es hatte außer ihm nie ein Mensch diese Gefilde betreten - nicht vor ihm, nicht nach ihm. Er war der einzige Tote im Jenseits, weil er der einzige Lebende im Diesseits gewesen war. Die *eine* Wahrheit lag in ihm selbst. Es existierten keine Toten und keine Lebenden, es existierten überhaupt keine Menschen! Der Mensch war seine eigene Schöpfung. Materie, Zeit und Raum - alles war sein Werk. Die Gesetze, denen die Natur folgte - er allein hatte sie festgelegt.

Das ganze Universum mit seinen unzähligen Galaxien, die Sonnen, von denen eine seinen Erdenhimmel erhellte, die Felsen und das Wasser, die Pflanzen und die Tiere, die Menschen mit ihrer beschränkten Intelligenz - dies hatte er sich bloß zum Zeitvertreib ausgedacht. Die Entstehungsgeschichte seines Heimatplaneten, historische Ereignisse, Städte und Landschaften, bedeutende Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kunst und Politik - das waren Hirngespinnste. Es hatte nie einen Kaiser Nero oder einen Napoleon gegeben, keinen Michelangelo und keinen Vincent van Gogh, genauso wenig wie Isaac Newton und Albert Einstein. Jene Leute samt ihren Hinterlassenschaften waren schmückendes Beiwerk in seiner Phantasiewelt. Es gab weder Wüsten noch Oasen, weder Gebirge noch Ozeane, kein New York und kein Rom, kein Mexiko und kein China, keine Mammutbäume, keine Palmen, keine Kängurus und keine Pinguine, keinen Eiffelturm und keine Pyramiden. Er hatte sich eine Familie nach Wunsch geschaffen und war zum Spaß in eine dieser von ihm konstruierten Kreaturen geschlüpft, um zu erfahren, wie sie die Welt erlebten und mit ihren unzulänglichen Gehirnen versuchten, die Rätsel der Natur und ihrer eigenen Existenz zu entschlüsseln, um dabei doch allzu schnell an die Grenzen ihrer intellektuellen Fähigkeiten zu stoßen. Er hatte dem Leben eine Dynamik und den Menschen ein Bewusstsein verliehen, um ihr Dasein interessanter zu gestalten, und Religionen in das Weltbild eingefügt sowie einen Gott, den er lächerlicherweise selbst angebetet hatte.

Jetzt endlich verstand er! Es gab nur ein Wesen, nur einen Geist - und zwar ihn selbst. Mr Howard war Gott und noch mehr: Er war die einzige Konstante. Mr Howard verkörperte alles Materielle und Immaterielle, alles Räumliche und Zeitliche, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ja die Bewegung durch die Zeit an sich, das Leben und das Bewusstsein, die Erinnerung und die Idee, das Wissen und den Glauben, die Realität und die Phantasie. Er war das Maß aller Dinge, der Schöpfer des Diesseits und des Jenseits, er hatte sich sozusagen selbst erfunden. Er war der erste und letzte Besucher des von ihm entworfenen Gartengeländes; deshalb war das Paradies - sein Paradies - leer.

Durch diese Erkenntnis löste sich Mr Howard von den restlichen Bestandteilen seiner menschlichen Persönlichkeit und wurde wieder zu einem allwissenden, allmächtigen und unsterblichen Wesen, dem in keiner Weise Grenzen gesetzt sind.

* * *

Nun werden Sie, mein lieber Leser, sich fragen, wie es denn möglich ist, dass Sie überhaupt meiner Erzählung lauschen. Offenbar existieren Sie genauso wie ich, abgesehen von den sechs Milliarden Menschen, die über den Erdball verstreut sind. Es gibt dieses Universum und uns beide, es gibt die Menschheit mit ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft.

Doch seien Sie ehrlich! Haben Sie nicht dann und wann das Gefühl, dass irgendeine höhere Macht aus reinem Vergnügen und ohne Mitleid ein bizarres Schauspiel aufführt, in dem wir nur Marionetten sind? Glauben Sie mir, Sie und ich und alle anderen - wir sind nicht *wirklich*! Es scheint mir eher, dass Mr Howard sich zu sehr gelangweilt und die Welt aufs Neue erschaffen hat. Vielleicht schaut er sogar von fern zu, vielleicht hat er sich auch unter uns gemischt. Zwei Fragen stehen somit im Raum: Wo ist Mr Howard? Und wann löscht er das Licht?

Im Pappkarton

*In einer vierdimensionalen Welt
malt ein untalentiertes Kind
ein naives Bild auf eine
dreidimensionale Leinwand.*

David Kerr war einst ein erfolgreicher Unternehmer gewesen, doch Schulden hatten ihn in den Ruin getrieben. Nun war er gestrandet und besaß nur noch das, was er auf dem Leibe trug, und einen ausgebeulten Pappkarton, worin er seine wenigen Habseligkeiten verstaute. Für ihn gab es keinen Weg zurück in die bürgerliche Gesellschaft. Die Familie hatte ihn verstoßen, die Firma war pleitegegangen und seine »Freunde« ließen ihn seither im Stich. Sein ehemaliger Geschäftspartner hatte sich mit der restlichen Kohle abgesetzt und nippte jetzt irgendwo unter rauschenden Palmwedeln genüsslich am Tequila, während er den Whisky aus der Flasche trank. Im Nachhinein hatte sich sein bisheriges Leben als glatter Selbstbetrug entpuppt. Deshalb wollte er nichts mehr besitzen und nie wieder jemanden um sich haben.

Kerr war allein - ein einsamer Wolf. Er lief durch die Gegend mit strammer Haltung und aufrechtem Gang, so als führe er im Stillen Krieg mit der ganzen Welt. Seine Kleidung war schäbig und verschmutzt, der Magen oftmals leer, aber sein Gehirn funktionierte bestens - genau wie in alten Zeiten. Mit Hohn und Verachtung strafte er die Gesellschaft, denn er betrachtete sie aus der Sicht eines Bettlers. Er war so tief gesunken, dass jeder auf ihn herabsah. Doch von Unterwerfung keine Spur! Sein Blick war kalt. Wie Eiskristalle funkelten seine grauen, beinahe farblosen Augen. Störrisch sträubten sich die schütterten, aschfahlen Haare und reckten sich in alle Richtungen. Eine große Adlernase beherrschte sein Gesicht, während sich der Mund mit den spröden Lippen und den toten Zähnen gleich einem Abgrund auftat. Der sehnige, schiefe Hals verlieh Kerrs schlaksigem Körper etwas Groteskes. Die knochigen Hände mit den knotigen Fingern wirkten wie mit Haut überzogene Krallen und passten hervorragend zu den spindeldürren Armen. Große Füße in ausgetretenen Schuhen rundeten sein Erscheinungsbild ab.

Die langen, durch Müßiggang und Selbstmitleid geprägten Tage verbrachte David vornehmlich zwischen den Gerümpelhalden der Konsumgesellschaft und den Suppenküchen religiös motivierter Hilfsorganisationen. Nächtens musste er dann unter freiem Himmel schlafen, was bei regnerischem Wetter ziemlich ungemütlich ist. Daher zog er es vor, einen trockenen Unterschlupf zu suchen, wobei er nicht mal vor Hausfriedensbruch und Sachbeschädigung zurückschreckte. Meistens wurde er bei leer stehenden Ferienhäusern schnell fündig. Ihren gut situierten Eigentümern war der unwillkommene Gast natürlich noch lästiger als Ratten im Gebälk, weil viel schwerer zu fassen, denn der Eindringling wanderte stets von einem Ort zum anderen.

Nun war Kerr in T. eingetroffen und nahm ein majestätisches Anwesen, das einen gottverlassenen Eindruck machte, in Augenschein. Der herrschaftliche Park war verwildert und Unkraut wucherte auf den Gehwegen. Das Gitter, welches das Grundstück umgab, war die formvollendete Arbeit eines recht talentierten Kunstschmieds, obgleich es inzwischen ein bisschen klapprig aussah. Das Haus war alt. Der Zahn der Zeit nagte seit Jahrzehnten daran. Sein Dach war schadhaft, der Putz bröckelte und einige Fensterscheiben waren zerbrochen. Im Großen und Ganzen erachtete Kerr es dennoch für stabil genug; es würde wohl nicht gleich einstürzen, wenn er die Tür öffnete. Für ein künftiges Nachtquartier war es wie geschaffen, denn niemand kümmerte sich mehr darum. Hier würde ihn also gewiss keiner stören oder gar vertreiben.

Wie ein Dieb schlich Kerr, den Pappkarton unter dem Arm, um das Anwesen herum. Das Herz hüpfte ihm vor Freude. Ein neues Zuhause, das ihm gehörte! Wer hätte gedacht, dass man so etwas einfach im Vorbeigehen findet! An einem Seitenweg hielt er inne. Er rüttelte an dem Gitter, das daraufhin schwankte und klirrte. Dann warf er seinen Pappkarton über den Zaun und schwang sich an den Eisenstäben hoch. Der dünne, gelenkige Mann übersprang die Absperrung mühelos und schnappte sich seine Habe.

In freudiger Erwartung lief er durch den Garten. Je näher er an das Gebäude herankam, desto stärker fühlte er sich davon angezogen. Es schien, als hießen die grauen Mauern ihn willkommen; es schien, als harrten sie seit einer Ewigkeit seiner Ankunft und würden ihn zum Verweilen einladen. Da bestand gar kein Zweifel: Dieses Haus war nicht wie gewöhnliche Häuser. Ihm wohnte eine seltsame Kraft inne, die David förmlich in Bann schlug. Die unzähligen schiefen Fenster mit den blinden und teilweise zersplitterten Scheiben blickten ihn an wie trübe viereckige Augen. Das von Unwettern zerschundene Dach mit den ausgebrochenen Ziegeln wirkte wie eine dilettantisch angefertigte Perücke und

das poröse Mauerwerk mit dem beschädigten Verputz wie die warzige, faltige Haut einer tausendjährigen Hexe. Den Mund des »Gesichts« bildete eine schwere, verwitterte Holztür, die von einem Portikus bewacht wurde, dessen klobige Säulen in Figurenkapitellen endeten, welche einen noch gröbereren Giebel trugen, der mit seiner Plumpeheit den Eingang zu erdrücken drohte. Kerr betrat die breite Freitreppe, deren steinerne Stufen unter seiner Last klapperten, durchschritt den Portikus und stemmte die Hände gegen die Tür, die sich, ohne Widerstand zu leisten, seinem Willen unterwarf.

Nun sah er sich von mächtigen, altehrwürdigen Mauern umgeben. Dieses Haus war mehr als nur ein Unterschlupf, mehr als eine wertlose Immobilie, mehr als ein aus einzelnen Bauteilen zusammengesetztes Etwas. Es besaß ein Innenleben. Seine Wände hatten Augen und Ohren. Kerr betrachtete das Haus und es betrachtete ihn. Einen Eid hätte er darauf geschworen, obwohl er nicht hätte erklären können, was ihn zu einer derart widersinnigen Vermutung veranlasste. Etwas beunruhigt sah er sich um. Zwei lange Treppen mit verbogenen Geländern führten in das mittlere Stockwerk. Darüber lag eine weitere, in eine offene Bogengalerie mündende Etage. Von der Decke hing ein verstaubter Lüster herab, der sich wie eine gigantische kristallene Spinne auf und ab zu bewegen schien, was David sehr erschreckte. Er wandte sich ab und versuchte sich einzureden, dass seine Phantasie ihm einen Streich spielte, denn es war inzwischen spät geworden und er war müde.

Von draußen drang das orangefarbene Licht der Abendsonne durch den Eingang in die Vorhalle. Kerr schloss die Tür, um zu verhindern, dass Anwohner sein widerrechtliches Eindringen bemerkten. Dann ging er die linke Treppe hinauf, weil sie etwas stabiler wirkte als die rechte. Im oberen Stock angelangt, betrat er das erstbeste Zimmer. Hier wollte er sich gleich zur Ruhe begeben, denn sein neues Heim ließe sich ohnehin besser bei Tage erkunden.

Das Nachtquartier war kalt und leer, schmutzig und ungemütlich. Die Wände sahen schwarz und feucht aus. Die Dielen knarnten mahndend bei jedem Schritt, den David tat. Er stolperte über etwas Weiches, das er im Dämmerlicht als eine muffig riechende Matratze identifizierte. Die Luft stank nach Moder; deshalb öffnete er das kleine Kammerfenster, das hierbei laut quietschte. Indessen wurde es immer finsterer. Im Dunkeln tappte er durch den Raum und legte sich auf die verdreckte Matratze. Mit einem Lächeln auf den Lippen schlief er auf der Stelle ein.

* * *

In den folgenden Wochen richtete sich Kerr häuslich ein. Niemand kam, um nach dem Rechten zu sehen. Niemand behelligte ihn mit Fragen. Es schien, als ob keiner an seiner Anwesenheit Anstoß nähme. Dieses Haus gehörte nun so lange ihm, bis jemand es ihm streitig machte. Und aus der Beschaffenheit des Parks ließ sich schließen, dass damit eher nicht zu rechnen war und er hier endlich Ruhe finden konnte.

Die Villa hatte über zwanzig Zimmer. Die meisten davon waren in einem erbärmlichen Zustand. Davids Ehrgeiz wurde dadurch nur angestachelt. Mit viel Geschick und Fleiß säuberte er die Räume, reparierte die für den Sperrmüll reifen Möbel und verwandelte binnen weniger Wochen das Innere des Gebäudes in eine behagliche, ansehnliche Heimstatt.

Nichtsdestotrotz war das Anwesen von einer düsteren, geheimnisvollen Atmosphäre umgeben, die Kerr nach und nach aufs Gemüt drückte, sein Gefühl des Losgelöstseins vertiefte und der Einsamkeit eine neue Dimension verlieh. Bald plagten ihn nachts seltsame Träume. Er sah sich durch unwirkliche Landschaften wandern, über Städte fliegen und durch das Dach auf sein Bett stürzen. Jedes Mal schrak er dann ängstlich aus dem Schlaf auf und war heidenfroh, nur von einem lebhaften Albtraum gepeinigt worden zu sein. Wahrscheinlich besaß dieses Haus eine ihm innewohnende, verborgene Energie, für deren Erforschung Spukfreunde, Parapsychologen und dekadente Millionäre gerne ihre Konten geplündert hätten.

* * *

Matt drang das Licht durch die milchigen, verschmierten Glasscheiben. Im Morgengrauen erhob sich David Kerr schweißgebadet von den Kissen. Er hatte wieder einen dieser Träume erlitten, die ihn seit geraumer Zeit quälten. Um sich von der Unversehrtheit der Zimmerdecke zu überzeugen, blickte er unwillkürlich nach oben. Doch da war ein Loch - eine unregelmäßig geformte Lücke, die sich durch den Dachstuhl fraß und genau über seinem Bett den Plafond durchbohrte! Mit Schrecken wurde ihm klar, dass sie gerade groß genug war, um einem Menschen Durchlass zu gewähren. Träumte er etwa immer noch? Zweifelnd rieb er sich die müden Augen und sah dann abermals hinauf, doch alles blieb unverändert - auch das Loch in der Decke.

Die ersten Sonnenstrahlen brachen nun hervor und erfüllten den Raum mit einem grauweißen Schleier. Kerr stand auf und öffnete das Fenster, um sich zu versichern, dass er tatsächlich wach war. Frische Luft strömte sogleich herein und

wirbelte den im Lichtschein silbrig glitzernden Staub auf. David lehnte sich hinaus und bestaunte wie gebannt den Garten. Die Bäume, deren Kronen sich gestern noch so lebendig im Wind gewiegt und deren Blätter leise geraschelt hatten - heute wirkten sie unecht und reglos. Sie waren keine natürlichen Pflanzen mehr, sondern nur die geschmacklose Ausstattung eines verwahrlosten künstlichen Parks. Die Häuser in der Ferne sahen aus wie Bastelarbeiten aus Papier und die Hügellandschaft am Horizont ähnelte einem Scherenschnitt. Selbst die Wolken am Himmel waren schneeweiß und ganz regelmäßig geformt, so wie man sie bloß auf den Abbildungen in Kinderbüchern findet. Die Sonne hing zitronengelb am blauen Firmament und schickte einzelne, nadelfeine goldene Strahlen auf die Erde. Auch sie musste einer kindlichen Zeichnung entsprungen sein. Das alles war nicht die reale Welt, sondern eine Täuschung - ein schlechtes dreidimensionales Gemälde, das irgendein Witzbold vor dem Fenster aufgestellt hatte, um ihm einen Possen zu spielen!

Kerr streckte die Hand aus. Da stieß er an etwas, das sich wie dickes Papier anfühlte. Offenbar war eine bebilderte Wand vor ihm postiert. Seltsam nur, dass er gar nicht erkennen konnte, wo sie begann und wo sie endete. Die Sicht auf die äußere Welt war ihm völlig versperrt und die dicke Barriere schien undurchdringlich. Er war von dieser Zeichnung umschlossen!

David war mulmig zumute. Warum hatte er nicht schon eher bemerkt, dass hier etwas nicht stimmte? Gestern Abend war jedenfalls noch alles wie immer gewesen; demzufolge konnte die Verhüllung erst in der letzten Nacht vonstattengegangen sein. Viele Fragen quälten ihn und wirre Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Für einen Moment glaubte er, sich möglicherweise den Zorn der Hausbesitzer zugezogen zu haben, welche Theorie er jedoch schnell verwarf. Plötzlich fühlte er sich bedroht von den Mauern, deren Eroberung er vor Wochen so bejubelt hatte. Wie groß war damals die Freude über jene Beute gewesen, wie verheißungsvoll die Aussicht, für alle Zeiten eine bequeme Bleibe gefunden zu haben! Jetzt aber hatte er den Eindruck, dass er in eine gefährliche Falle getappt war.

Er musste dieses Gebäude unverzüglich verlassen. Mit ganzer Wucht stieß er die Kammertür auf und rannte eilig die Stufen hinunter zum Eingang. Die klemmende Haustür gab nicht gleich nach; daher stemmte er sich mit aller Macht dagegen und siehe da! Sie ging auf. Kerr stürmte ins Freie, wobei er sofort gegen die Pappwand prallte. Er tastete sich daran entlang, quer durch den gemalten Garten bis zum Zaun. Dort schaffte er es endlich, mit der Faust die Hülle zu durchbohren und mit dem Arm ein großes Loch hineinzureißen, durch das er wieder in die Außenwelt gelangte.

Als er sich umsah, lag das Anwesen idyllisch und romantisch-verwittert da - genau wie gestern. In diesem Augenblick fiel ihm ein, dass sich der Karton mit seinen Siebensachen noch darin befand. Es ärgerte ihn maßlos, dass er in der Panik sein ganzes Hab und Gut vergessen hatte. Umkehren wollte er aber nicht. Nun besaß er also gar nichts mehr außer den Kleidern, die er auf dem Leibe trug. Entmutigt hockte er sich hin. Der Schock am frühen Morgen war ihm auf den Magen geschlagen. In sich zusammengesunken, kauerte er auf dem feuchtkalten Straßenpflaster. Tau lag auf den Wiesen und glitzerte.

Die friedliche Umgebung beruhigte David allmählich. Ungläubig blickte er zurück. Das Haus wirkte verschlafen und harmlos. Nichts deutete darauf hin, dass dort irgendwelche verborgenen Mächte walteten. Erste Zweifel beschlichen ihn. Hatte er das alles vielleicht nur geträumt? War es nicht möglich, dass sich sein Gewissen mit einem Albtraum meldete, der ihm das unrechtmäßig in Besitz genommene Heim verleidete? Wie dem auch sei, er würde nie wieder einen Fuß auf dieses Gelände setzen. So erhob er sich und lief gemächlichen Schrittes den Gehsteig entlang. Er brauchte ein neues Obdach, bevor es dunkelte, denn auf der Straße wollte er nicht übernachten. Außerdem war es notwenig, sich etwas Essbares zu beschaffen. Was die Passanten ihm nicht spendierten, müsste er sich eben anderweitig besorgen.

* * *

Im Laufe des Vormittags erbettelte David ein paar Münzen. Er saß in der Fußgängerzone auf dem Erdboden und erzählte den Leuten von seinen geheimnisvollen Erlebnissen. Die Geschichte war so phantastisch, dass niemand sie für wahr hielt, aber Kerr verstand es perfekt, sein Publikum mit Worten und Gesten zu fesseln. Alle hörten gespannt zu und er verdiente genügend Geld für Speis und Trank.

Darüber hinaus hatte er gehofft, auf diesem Wege das eine oder andere über das eigenartige Haus in Erfahrung zu bringen, doch zu seiner Enttäuschung fand er nichts Neues heraus. Die Einwohner der Stadt ahnten nicht, was für eine Bewandtnis es mit jenem Anwesen hatte. Keine Legende rankte sich um das besagte Gemäuer; nie hatte sich dort etwas Außergewöhnliches zugetragen. Irgendwann war der letzte Besitzer schließlich gestorben und seine Erben ließen das Gebäude seither verfallen.

David war unzufrieden mit seinen Nachforschungen und stellte sich dieselben Fragen wie zuvor. Warum wirkte von außen alles echt, von innen jedoch wie eine Zeichnung? Gab es außer der Welt, wie man sie kennt, vielleicht noch eine

andere, auf Malerei beruhende Welt mit einer Grenze aus Pappe? Und wozu diente eine solche künstliche Realität? Ihm wurde ganz schwindlig, wenn er länger darüber nachdachte, und seine Gedanken drehten sich im Kreis. Es war das Beste, einfach die Stadt zu verlassen und den Vorfall abzuhaken. In einer anderen Ortschaft warteten bestimmt neue Herausforderungen auf ihn.

David lief durch die Gassen, ohne müde zu werden, überquerte Plätze und Straßen. Der Weg führte ihn stur geradeaus. Dabei orientierte er sich an der Bergkette am Horizont, die im Sonnenlicht plastisch hervortrat. Plötzlich hielt er jedoch verwirrt inne und heftete angestrengt seinen Blick auf die Hügel. Warum hatte er den Eindruck, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht? Er wühlte sich inmitten eines Suchbildes des höchsten Schwierigkeitsgrades, betrachtete die Landschaft als Ganzes, die Bäume, die Felsen in der Ferne, den azurblauen Himmel. Da durchzuckte ihn die Erkenntnis wie ein Blitz! Er befand sich noch immer in der gefälschten Wirklichkeit, in einer fast perfekten Simulation mit nur einem winzigen, kaum wahrnehmbaren Fehler. Der war in den östlichen Hügeln versteckt, die von der gleißenden Sonne nicht aus südlicher, sondern aus nördlicher Richtung beschienen wurden!

Nun hatte Kerr die Gewissheit, dass sein morgendlicher Albtraum tatsächlich geschehen und er offenbar weiter darin gefangen war. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Verzweifelt schrie und sang er, sagte sich das kleine Einmaleins vor und zwickte sich in die Arme, bis es wehtat, nur um zu prüfen, ob er auch wirklich munter war oder noch schlief. Leider deutete alles darauf hin, dass er wachte und von einer künstlichen Realität umgeben war, der zu entkommen sich schwieriger gestaltete, als er anfangs geglaubt hatte.

David wollte ausbrechen. Irgendwo war eine Grenze, die es zu erreichen galt. Er rannte, so schnell ihm die Füße trugen, die Zunge hing ihm zum Hals heraus und Seitenstechen erschwerte ihm das Atmen. Sekunden erschienen ihm wie Minuten und Minuten wie Stunden. Schließlich erkannte er von weitem das Ortseingangsschild. Möglicherweise war ja das Ende der Stadt auch das Ende dieser künstlichen Welt. Er eilte hoffnungsvoll die Landstraße entlang und atmete tief die Waldluft ein. Da stieß er plötzlich gegen ein unsichtbares Hindernis und durchbrach die zweite Pappwand!

Die felsigen Hügel am Horizont waren nun etwas näher; Licht und Schatten waren richtig verteilt. Vor Freude sprang David in die Luft. Er war frei! Doch was sollte er mit dieser wiedergewonnenen Freiheit anfangen? Hier konnte er jedenfalls nicht bleiben, denn so weit das Auge reichte, sah er nur Wald und Berge und nirgends eine Ortschaft. Also entschied er sich dafür, einfach draufloszuwandern. Vielleicht käme er ja durch Zufall an einem Dorf vorbei. Welchen Weg aber sollte er einschlagen? Direkt durch den Wald laufen? Nein, das war zu gefährlich. Wie schnell kann man sich da verirren! Gründlich musterte er das Gelände. Offensichtlich war er von der felsigen Hügelkette eingeschlossen. Demnach müsste er, wenn er die Berge umgehen wollte, erneut die künstliche Stadt betreten. Das wäre jedoch ein Rückschritt mit unberechenbaren Folgen. Er fühlte, seine Zukunft lag jenseits dieser Erhebungen.

Während Kerr so grübelte, wurde er einer Schneise gewahr, die etwas weiter westlich quer durch den Wald und steil hinauf bis zu den Bergen führte. Die Route war unter Umständen etwas beschwerlich, aber zumindest konnte er sich dabei nicht verlaufen und hatte stets sein Ziel vor Augen. So marschierte er, ohne zu zögern, nach Südwesten und schlug den soeben entdeckten Weg ein.

Der Aufstieg dauerte Stunden und war ziemlich anstrengend. Der Wald schien sich auf beiden Seiten schier endlos auszudehnen und auch die Hügel kamen kaum näher. Die Wärme der unbarmherzig brennenden Sonne machte David sehr zu schaffen. Zudem hatte er schon bald nichts mehr zu trinken. Erst als er die halbe Strecke hinter sich gebracht hatte, vernahm er ein leises Plätschern. Folglich musste hier irgendwo Wasser sein! Angetrieben vom beinahe unerträglich gewordenen Durst setzte er seine letzten Kräfte frei und schleppte sich höher und höher bergauf. Das Rauschen des Wassers wurde immer lauter. Siehe da - hier war ein Bächlein! David trat zu dem Rinnsal hin und schöpfte das kalte Wasser mit der hohlen Hand. Er schlürfte es gierig wie ein Tier, und als er seinen Durst gestillt hatte, benetzte er Gesicht und Arme. Wie erquickend war doch das kühle Nass!

Im Schatten der dunkelgrünen Nadelbäume rastete er ein wenig, genoss die frische Luft und sog tief den Duft der Fichten ein. Endlich konnte er sich etwas erholen, aber die Zeit lief ihm davon. Es war bereits Nachmittag und der Weg war noch weit; also machte er sich schweren Herzens auf. Die Verschnaufpause hatte ihm jedoch gutgetan und er kam jetzt wieder schneller vorwärts.

Einige Stunden später hatte Kerr den Wald hinter sich gelassen. Die felsigen Erhebungen lagen nun majestätisch vor ihm. Er hielt inne, um die Landschaft zu betrachten. Dann blickte er hinab ins Tal. Von oben wirkte alles winzig. Die künstliche Stadt glänzte mit ihren weißen Häusern wie ein verschlafenes Dorf auf einer Ansichtskarte. Es erweckte so gar nicht den Eindruck, als wäre sie ein Gefängnis. Aus der Ferne wies nichts darauf hin, dass sie in eine Pseudorealität eingebettet war.

Zum ersten Mal dachte David über die Menschen nach, die da unten lebten. Hatten sie möglicherweise noch gar nicht

bemerkt, dass sie bloß Figuren in einem höchst sonderbaren Spiel waren? Hatten sie sich vielleicht damit abgefunden, Teil eines unerklärlichen Puzzles zu sein? Oder waren sie selbst nur eine Täuschung wie alles andere? Ernüchtert musste er sich eingestehen, dass es zu spät war, diese Fragen zu stellen. Er war entflohen und sie waren dort. Er würde ihnen nie wieder begegnen und demzufolge nie erfahren, ob sie die seelenlose Staffage einer fast perfekten Illusion oder ahnungslose Opfer eines bösen Streichs waren. Diese Leute musste er vergessen und an seine eigene Zukunft denken. Er wandte sich ab. Vor ihm thronen die felsigen Hügel. Ihnen galt nun seine ganze Aufmerksamkeit.

Ohne eine weitere Pause lief Kerr schnurstracks auf die Berge zu, marschierte zielstrebig über Wiesen und Gestein. Sein Herz klopfte, sein Magen knurrte, die Nerven lagen blank und eine unbestimmte Angst ergriff ihn. Er richtete sein Augenmerk fortwährend auf die Hügelkette, so als wolle er sie festhalten, denn je näher er an sie herankam, desto weiter währte er sich davon entfernt.

Misstrauisch musterte er die Felsen. Da fuhr ihm der Schreck in alle Glieder. Warum war es ihm nicht schon früher aufgefallen? Was hatte in den letzten Stunden seine Sinne derart getrübt? Er blickte auf die Hügel, die vor ihm lagen. Von Furcht erfüllt, hielt er die Hand vor die Augen, doch als er sie wieder wegzog, bot sich ihm dasselbe Bild - die Berge waren ausnahmslos identisch! Bis ins kleinste Detail stimmte alles überein: die dunkelgrünen Matten auf dem Plateau, die kahlen, steilen Hänge an der Westseite, die tiefen Felsspalten am Fuß. Es war, als hätte ein x-beliebiger Hügel Pate bei der Erschaffung eines Modells gestanden, welches dann unzählige Male vervielfältigt und aneinandergereiht worden war, bis sich die einzelnen Teile zu einer Bergkette zusammengesetzt hatten und das Tal mitsamt der künstlichen Stadt gänzlich umschlossen.

Kerr war außer sich vor Entsetzen. Diese Landschaft war nicht natürlich! Sie war wie das Anwesen und die Stadt eine unwirkliche Erscheinung, nur eben um ein Vielfaches größer. Von wem wurde er gefangen gehalten und zu welchem Zweck?

Während er losstürmte, um der falschen Welt ein für alle Mal zu entkommen, schwirrten ihm tausend Gedanken wie ein aufgeschreckter Bienenschwarm durch den Kopf. Einerseits tröstete er sich mit der schwachen Hoffnung, dass er vielleicht noch immer schlafend in seinem Bett in dem Herrenhaus lag. Andererseits fühlte er sich hellwach und völlig entkräftet - ein Beweis dafür, dass dies kein Traum war.

Wozu diente die Hügellandschaft und wer hatte sie erschaffen? Existierte sie tatsächlich irgendwo auf der Erde oder hatte eine fremde Macht Kerr auf einen Hunderte Lichtjahre entfernten Planeten verbracht? Hatte eine höher entwickelte Lebensform eine zweite Erde angefertigt und dabei einige Fehler begangen, und wenn ja, waren sie aus Versehen oder mit Absicht eingebaut worden? Bestand diese Umgebung überhaupt aus Materie oder war sie nur eine aus reiner Energie erzeugte Illusion? Und welchen Zweck erfüllte solch ein Test? War Kerr bloß ein Versuchskaninchen im Labor von Außerirdischen, die wissen wollten, wie lange es dauert, einen typischen Vertreter der Spezies Mensch in den Wahnsinn zu treiben? Überprüften sie seine Klugheit, seine Hartnäckigkeit und seinen Freiheitsdrang?

Noch immer rannte David. Was für unsinnige Theorien hatten sich da in seinem Kopf angehäuft! Ihn, den Bettler und Tagedieb, würde kein Wesen als für die Menschheit repräsentative Testperson auswählen, und schon gar nicht, wenn es intelligent wäre, was man bei einer raumfahrenden Spezies wohl voraussetzen kann. Davon abgesehen waren die Fehler einfach zu grob, als dass sie einem Experimentator so mir nichts, dir nichts unterlaufen wären. Hätten Fremde die Erde erkundet, so hätten sie schnell erkannt, dass kein Hügel dem anderen gleicht. Und warum sollten sie die einzelnen Bereiche ihrer Forschungsanlage durch bemalte Pappwände voneinander trennen? Nein, das alles ergab keinen Sinn. Sicher, er war ein Opfer, aber bestimmt kein Opfer höherer Mächte. Bis heute Morgen hatte er ein trauriges, doch völlig gewöhnliches Dasein geführt. Zu Fuß war er vor Wochen in das Städtchen T. gekommen, ohne dass er eine Barriere aus Pappe hatte durchbrechen müssen. Sogar das verfallene Anwesen hatte er ohne Mühe betreten und war beim Klettern über den Gitterzaun auf keine Grenze gestoßen. Genauso wenig konnte er sich erinnern, auf seinem Weg nach T. über eine Hügelkette gelaufen zu sein. Nur am östlichen Horizont hatte er seinerzeit die Berge gesehen. Wer hätte damals gedacht, dass ihn hier ein dermaßen nervenaufreibendes und ungewisses Schicksal ereilen würde! Noch gestern Abend schien T. ein Ort wie jeder andere gewesen zu sein - eintönig, trist, ohne besondere Merkmale. Und nun befand sich David in einer ausweglosen Situation, mit seiner Kraft am Ende und der Verzweiflung nahe.

Die Sonne leuchtete orange am Himmel und sank allmählich bei den westlich gelegenen Hügeln. Kerr schleppte sich den vor ihm liegenden Hang hinan. Auf dem beschwerlichen Weg nach oben zog er sich einige Schrammen zu. Schließlich stand er zwischen den Felswänden und sah hinab in die Tiefe. Dort unten rauschte wild das dunkelblaue Meer. Wenn er springen würde, brächte es ihm die sofortige Erlösung. Doch er zögerte. Sollte er sich wahrlich das Leben nehmen? Er war ja weder alt noch krank und hatte eigentlich keine Lust, so früh den Löffel abzugeben.

Was aber blieb ihm denn als Alternative? In einer künstlichen Welt zu leben hieße ja, auf ewig eingekerkert zu sein!

Was immer dies bedeutete, wozu es auch diente, egal ob es von jemandem veranlasst worden oder einfach so geschehen war, ganz gleich, ob es nur ein Traum oder die Wirklichkeit war - es musste hier enden. Kerr schloss die Augen und stürzte sich in den Abgrund. Er fiel rasch und tief und riss dabei eine weitere Pappwand durch. Dies bremste ihn stark ab, so dass er, anstatt hart und tödlich auf dem Boden aufzuschlagen, ganz weich im warmen Sand landete.

Selbst die Hügelkette war also mit einem Gemälde umhüllt! War dies nun die letzte Barriere gewesen? Vom jähen Fall noch ein bisschen benommen, richtete sich David auf und raufte sich die dünnen grauen Haare. Er blickte zu den Bergen hinauf, deren glatte Felswände steil in den Himmel ragten. Beinahe bedauernd musste er sich eingestehen, dass ihm jetzt zum ersten Mal seit Beginn der rätselhaften Ereignisse der Rückweg versperrt war; denn nie und nimmer wäre er dazu imstande gewesen, diese Erhebungen zu erklimmen. Und vor sich sah er bloß einen endlosen gelben Sandstrand, der sich sanft zum Meer neigte, wo die stark bewegte Flut heranrollte.

Die Erbauer jener Welt hatten nicht allzu viel Einfallsreichtum walten lassen, aber sie beherrschten es perfekt, jemand in die Enge zu treiben. Je länger Kerr über seine gegenwärtige Lage nachdachte, desto mehr kam er zu dem Schluss, dass er die einzige Variable in einem abgekarteten Spiel war. Seine Blicke glitten über die raue See, die mit lautem Tosen ihre Wogen aufpeitschte. Geräuschvoll wie Donnergrollen brachen die Wellen, während der Abend den Himmel in Gold- und Orangetöne kleidete.

David lief am Ufer entlang, der Sonne entgegen und doch ziellos. Der Weg zurück war ihm abgeschnitten, der Strand war menschenleer und ohne Vegetation. Im Meer erwartete ihn nichts anderes als der Tod. Er schluchzte vor sich hin. Warum hatte er T. überhaupt verlassen? In dieser Stadt, obgleich sie künstlich war, hätte er trotz allem ein beschauliches Leben führen können. Dort gab es genug leer stehende Häuser, Leute, mit denen man reden konnte, und Imbissbuden für das leibliche Wohl. Stattdessen hatte ihn sein Freiheitsdrang an den Rand des Verderbens gebracht.

Das Meer kam bedrohlich nahe. Die rauschenden Wellen rollten über den Sand, umspülten seine Füße, durchnässten sein ausgetretenes Schuhwerk. Er schleppte sich tapfer weiter gen Westen, der untergehenden Sonne entgegen, aber die Flut stieg an und machte ihm bald den Boden streitig. So wich er zurück bis zu den Felsen und starrte in die rote Sonne. Sie stand nur noch knapp über der wilden See und wirkte wie ein ausgebeulter Champion. Kerrs Augen brannten von dem starken Lichteinfall. Er öffnete den Mund und setzte zu einem Schrei an. Ein letztes »Warum?« oder »Warum ich?« wollte er in die Dämmerung hinausbrüllen, doch der Ruf erstarb in seiner Kehle. So blieb er stumm, während das Meer sein lautloses Wimmern übertönte. Das Wasser reichte ihm schon bis an die Knie. War er noch oben auf den Hügeln bereit gewesen, freiwillig in den Tod zu gehen, so wollte er jetzt, wo er keine Wahl mehr hatte, um jeden Preis leben. Von Furcht erfasst, atmete er schwer ein und aus. Als die Sonne gesunken war, rang er mit den Wogen, ruderte mit Armen und Beinen, um sich in der stürmischen Flut über Wasser zu halten. Jeder Augenblick erschien ihm wie eine Ewigkeit.

Unter dem sternklaren Himmelszelt kämpfte David mit letzter Kraft um sein Leben, um Sekunden und Atemzüge, um jeden einzelnen Wimpernschlag. Doch diese Schlacht war bereits verloren, bevor sie begonnen hatte. Mühevoll bäumte er sich auf und schwamm reflexartig, bis seine Arme erlahmten, die Beine schmerzten und Wadenkrämpfe ihn plagten; trotzdem schlugen die Wellen über ihm zusammen. Er schluckte Wasser. Hilflos paddelte er. Statt eines Schreis brachte er nur ein Gurgeln hervor. Schließlich schwanden ihm die Sinne und das Meer verschlang ihn wie ein hungriges Tier.

Da geriet er plötzlich in etwas Prickelndes, das ihn jäh aus seiner Ohnmacht riss. Inmitten eines chaotisch wirbelnden Strudels schnellte er mit einem Mal in die Höhe und schoss immerfort nach oben, bis er mit dem Kopf auf eine raue Wand traf. Es war die Wasseroberfläche - nein! Es war eine weitere Grenze aus Pappe, die er gerade durchdrang! David rang nach Luft. Er konnte wieder frei atmen, aber der Schädel brummte ihm gehörig. Irgendwie hatte er überlebt und langsam kehrte auch seine Wahrnehmung zurück. Ungläubig rieb er sich die Augen. Über ihm funkelte das Sternenzelt; unter ihm schäumte die See. Und er schwebte elfenhaft zwischen den Wolken, völlig vom Boden losgelöst!

Ließen ihn die Konstrukteure jener künstlichen Erde etwa an ihren göttlichen Fähigkeiten teilhaben? Oder war er vielleicht schon tot? Jedenfalls galt es jetzt, das Beste aus dieser höchst befremdlichen Lage zu machen. Deshalb entschloss er sich kurzerhand, die Welt im Flug neu zu entdecken. Gewiss sah sie aus der Vogelperspektive ganz anders aus - viel kleiner und unbedeutender und vor allem weniger gefährlich. Er musste sich nicht mehr durch sie durchkämpfen. Sie war nicht länger ein unbesiegbare Gegner. Er würde einfach über sie hinweggleiten und sie aus sicherer Entfernung betrachten.

Kerr fühlte sich überlegen und von aller irdischen Last befreit. Obwohl er nicht wusste, wie er zu diesem Talent gekommen war, genoss er es dennoch in vollen Zügen. Nie wieder wollte er hinunter in jene feindliche Welt, die ihn in immer größeren Pappbehältern gefangen gehalten hatte. Kein Berg nahm ihm hier oben die Sicht. Kein Hindernis stellte

sich ihm in den Weg. Hunger und Durst waren vergessen sowie alle menschlichen Bedürfnisse. Es gab keinen Zweifel - irgendetwas passierte mit ihm. Er veränderte sich. Seine Angst vor dem Unbekannten war gewichen und Staunen war an ihre Stelle getreten. Anstatt sich zu fürchten, versuchte er nun zu verstehen.

Für den Anfang begnügte sich David jedoch damit, seine ungeahnten Möglichkeiten auszutesten. Am wichtigsten war es, erst einmal zu ergründen, wie man sich in diesem Zustand zielgerichtet fortbewegt. Er vollführte Schwimmübungen und ruderte mit den Armen. Das brachte ihn aber nirgendwohin; er verharrte stets auf demselben Fleck. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, dass sich Höhe, Geschwindigkeit und Richtung allein mit dem Geist kontrollieren ließen.

Der Leib als solcher hatte ausgedient. Er war wertlos, nutzlos, ein Rudiment, das aus einer vergangenen Epoche stammte. Kerr brauchte dieses Anhängsel nicht mehr und wollte sich aus Nostalgie doch nicht davon trennen. Er mochte kein fliegendes Gespenst, kein körperloses Wesen sein; er fühlte sich wohler als ein schwebender Mann, der dem Tod trotz und das Leben bejaht.

So segelte er um die ganze Welt. Ohne Kraftaufwand überquerte er in luftiger Höhe das Land und die Ozeane. Wenn er des Weiterreisens müde war, ließ er sich auf einer Wolke nieder, denn die Wolken waren jetzt seine Betten. Manchmal verweilte er darauf und ließ sich vom Wind treiben. Er führte ein sorgenfreies, zielloses Dasein ohne Bestimmung, Freude oder Angst, Kummer oder Schmerz. Er existierte bloß um seiner selbst willen - fast wie eine faule Gottheit, die gleichgültig Äonen verstreichen lässt, ohne auch nur das Geringste zu tun.

Bald hatte Kerr jedes Gefühl für Zeit verloren. Nach und nach begann er allerdings die Sinnlosigkeit seiner Existenz zu bedauern. Er überflog dieselben Meere und Kontinente, dieselben Städte und Berge immerzu. Eine sehr menschliche Regung bemächtigte sich nun seiner: Es war die Langeweile!

Die erdgebundenen Dinge hatte er zur Genüge beobachtet. Er wollte Neues erfahren und hinaus in das Universum reisen. Eines Nachts schließlich, als der schwarze, sternverzierte Himmel über ihm stand, glaubte er, von den Gestirnen gerufen zu werden. Sehnsüchtig blickte er hinauf zum rot leuchtenden Planeten Mars und verspürte eine seltsame Anziehungskraft. Da wurde er von einem starken Sog erfasst und mit einem Ruck in den Weltraum geschleudert, wobei er eine weitere Mauer aus Pappe durchstieß! Selbst die Erde als Ganzes war also nur eine Illusion, Teil einer Welt aus verschachtelten künstlichen Realitäten immer größeren Ausmaßes.

Kerr sah sich um und traute seinen Augen kaum. Er schwebte tatsächlich im Kosmos - ohne Raumanzug, ohne Sauerstoff, ohne ein Schiff! Nein, ein Mensch war er sicherlich nicht mehr, doch nach wie vor ein beseeltes, von unbändigem Willen gesteuertes Wesen.

Alle Planeten des Sonnensystems waren für ihn jetzt zum Greifen nahe. Er wusste, schon der Wunsch, sie zu besuchen, könnte ihn augenblicklich zu ihnen befördern. Sogar die Hunderte Lichtjahre weit entfernten Sterne schienen ihn einzuladen. Aber wollte er denn überhaupt dahin und was sollte er dort tun? Mehr und mehr zweifelte er am Sinn seiner gegenwärtigen Existenz. Er war einfach nicht zum Weltraumtouristen geboren. Traurig blickte er auf die Erde hinab. Aus dem All betrachtet, wirkte sie klein und zerbrechlich, unwichtig und überflüssig, bloß wie ein flüchtiger Gedanke im Gehirn des Universums. Doch sie war seine Heimat. So winzig und unbedeutend sie auch schien, sie war das Ziel seiner Sehnsucht. Heimweh beschlich ihn. Er wollte zurück in sein Land, zurück in sein früheres Leben. Er fühlte sich einsam und entwurzelt.

Je länger David nachdachte über all das, was ihm widerfahren war, desto weniger behagte es ihm. Wie viel Zeit mochte inzwischen vergangen sein, seit er das Anwesen in T. verlassen hatte? Wie war er in jenen sonderbaren Strudel der Ereignisse geraten? Und wem gehörte diese verschachtelte Welt?

Irgendetwas hatte in dem Haus in T. ein höchst merkwürdiges Experiment in Gang gesetzt, dessen Fortschreiten er nicht aufhalten konnte. Eine Barriere nach der anderen hatte er durchbrochen, und jedes Mal hatte sich die so gewonnene Freiheit als trügerisch erwiesen. Sollte am Ende die ganze Welt in Wahrheit nur die Spielwiese eines kindlich launischen, unbegreiflichen Wesens sein? Wie würde sich denn wohl ein zweidimensionales Geschöpf in der Ebene eines Blattes Papier fühlen, wenn ein Menschenkind jene Fläche mit Buntstiften bemalte? War Kerrs neue Welt vielleicht nichts anderes als die Zeichnung eines vier- oder mehrdimensionalen Wesens? Er mochte nicht mehr weiterdenken. Die Theorie, dass ein halb verfallenes Haus die Pforte zu einer höheren Dimension sein sollte, war einfach zu absurd.

Starr blickte David zu den fernen Sternen hin. In diesem dunklen, eisigen Weltall war kein Platz für ihn, und ein ewiges, planloses Umherirren erschien ihm noch schlimmer als der Tod. Sein Wille steuerte auf die Sonne zu. Im selben Moment spürte er ein Fallen, tief und endlos durch schwarze Schichten der Nacht. Er kehrte zurück durch die äußeren Hüllen des Planeten Erde, stürzte durch die Wolkendecken geradewegs auf eine Landmasse zu. Ein Ort wurde unter ihm sichtbar - erst eine bebaute Fläche, dann einzelne Straßenzüge und Häuser, schließlich eine große Villa in einem Park. Krachend durchstieß Kerr das Dach dieses Gebäudes und landete unsanft, aber unversehrt in seinem gemütlichen Bett,

das nur ein Knarren von sich gab.

Erleichtert wachte er auf. Alles war bloß ein böser Traum gewesen, einer dieser Flug- und Fallträume, die ihn in letzter Zeit immer öfter heimsuchten. Erlöst sprang er aus den Federn, lief eilends zum Fenster und riss es auf. Oje! Draußen lachte hämisch die knallgelbe Sonne mit ihren gemalten, nadelfeinen goldenen Strahlen. Der Albtraum war nicht vorbei - im Gegenteil! Er hatte gerade erst begonnen.

David war in eine Endlosschleife verbannt, aus der es kein Entrinnen gab. Er war wie das Strichmännchen auf einem Möbiusband, wie die Maus im Laufrad. So fiel er wimmernd auf die Knie und betete darum, dass der Schöpfer jener Welt ihn aus seiner Zeichnung ausradierte oder sein widerwärtiges Machwerk eines Tages vernichtete.

*In einer vierdimensionalen Welt
malt ein untalentiertes Kind
ein naives Bild auf eine
dreidimensionale Leinwand.*

Gespräch mit einer Tapete

Sicher lagen auch Sie, mein hochverehrter Leser, schon einmal durch Fieber geschwächt danieder. Wenn jede Bewegung des kranken Körpers einen merkwürdigen Taumel verursacht, hütet man das warme Bett, in Regungslosigkeit verharrend, zwischen den weichen Federn beinahe wie auf Wolken schwebend. Das Gehirn spürt nichts vom Kampf des Immunsystems; es funktioniert nur etwas langsamer als sonst. Der zum Nichtstun verdamnte Geist will aber nicht ruhen. Daher driften die Gedanken in verstörende Träumereien ab und tauchen ein in bizarre Welten, die gänzlich verschieden sind von der alltäglichen. Wirklichkeit und Phantasie fließen ineinander und verwirren den Verstand, der mühsam zwischen beiden zu vermitteln sucht.

Ein rätselhaftes Fieber fesselte Lucy Bradshaw seit drei Wochen ans Bett. Ganz plötzlich war es aufgetreten - ohne ersichtlichen Grund. Hartnäckig verblieb es und wollte trotz Behandlung mit modernster Medizin nicht abklingen. Die Ärzte machten den Prüfungsstress dafür verantwortlich, doch Lucy hatte ihr Studium mit Leichtigkeit absolviert. Es hatte während all der vorangegangenen Semester nicht den geringsten Anlass zur Besorgnis gegeben, und kein Mensch war auf den abwegigen Gedanken gekommen, dass sie, die blitzgescheite, mustergültige Studentin, jemals mit irgendeiner geistigen Betätigung überlastet sein könne. So harrten Lucys Eltern ratlos am Krankenlager ihrer Tochter aus und fragten händeringend nach dem Warum, während die überforderten Mediziner den Fall als mittelschwer einstufte und offensichtlich auf die Selbstheilungskräfte der Patientin vertrauten. Die Bradshaws durften Lucy irgendwann aus der Klinik holen und mit nach Hause nehmen, was wohl bedeutete, dass man ihren Zustand für hoffnungslos hielt. Das seltsame Fieber, das weder steigen noch fallen wollte, nicht lebensbedrohend, aber genauso wenig der Genesung zuträglich war, hatte die Ärzteschaft schließlich an ihre Grenzen stoßen lassen.

In ihrem Zimmer im Hause der Eltern fristete Lucy fortan die langen Tage, die sich so zäh auszudehnen schienen, als ob in der Zwischenzeit andernorts Äonen vergingen. Fast reglos lag die junge Frau in ihrem Bett, bis zum Hals zugedeckt. Ihr Haupt lugte wie abgetrennt hervor. Die stumpfen blonden Locken reckten sich aus der tiefen Kuhle, die der erhitzte Kopf in das Kissen gegraben hatte, so als bäumten sie allein sich mit wilder Entschlossenheit gegen den unabwendbaren Untergang auf. Die wachsbleiche Stirn und die von dem Fieber und der andauernden Schwäche hohlen Wangen ließen Lucy derart leidend aussehen, wie wenn Freund Hein bereits seinen knochigen Finger an ihre Schläfe gelegt hätte. Ihre Gesichtsfarbe war außerordentlich blass, ebenso die trockenen, graurosa und schmal gewordenen Lippen. Ihre Nase, eigentlich von durchschnittlicher Größe und Gestalt, ragte jetzt mächtig hervor; die Knorpel hoben sich deutlich ab und die Nasenlöcher klafften wie Abgründe. Lucys Zähne hatten den Glanz verloren, ihre Zunge bewegte sich nur langsam. Die geschwollenen Lider klappten träge auf und zu wie alte Rollläden, wobei sie müde Augen bloß legten, deren verwaschenes Blau noch unbestimmbarer war als früher, und die dichten Wimpern, die jene schweren Lider säumten, warfen einen schwärzlichen Schatten auf die dunklen Augenränder, was das Bild des Siechtums abrundete.

Lucys Eltern nahmen die ungünstige Entwicklung mit Sorge wahr. Die Angst um das Wohlergehen ihrer einzigen Tochter war in der Tat berechtigt, denn es wollte einfach keine Besserung eintreten und der weitere Verlauf der unerklärlichen Erkrankung war völlig ungewiss. So blieb Mrs Bradshaw Nacht für Nacht wach, strickte und häkelte sich die Finger wund, und zwischendurch weinte sie bittere Tränen. Ihr Haar wurde zusehends grauer und tiefe Falten gruben sich in ihre hohe Stirn. Auch Mr Bradshaw grämte sich mehr und mehr. Sein Gang wurde schleppend, seine Haltung krumm, und das Feuer schwand aus seinen dunkelbraunen Augen. Die frommen Eltern beteten zu Gott und den himmlischen Heerscharen und wurden nicht müde, einen Arzt nach dem anderen ins Haus zu holen. Doch das tückische Fieber trotzte jeder Behandlung und bedrohte Lucy wie ein lauernder Schatten.

* * *

Seit einer Woche fand Lucy keinen tiefen Schlaf mehr und schlummerte nur noch unruhig. Es schienen die Nächte immer länger zu werden, denn bei Tage döste sie ständig vor sich hin - mal eine halbe Stunde, mal eine ganze. Dazwischen dehnte sich die Zeit gehässig aus. Die Eintönigkeit des trüben Novemberwetters, die durch Langeweile und Bedeutungslosigkeit geprägten Abschnitte der von Schwächeanfällen und Kurzschlaf zerhackten Tage und das fortwährende Gefühl, kostbare Zeit zu verschwenden, quälten sie seelisch ebenso wie körperlich. Auch der sich

regelmäßig wiederholende Blick auf die Wanduhr hob ihre ohnehin trübselige Stimmung keineswegs. Die Zeiger krochen so arg träge - es war fast ein Wunder, dass sie sich überhaupt bewegten. Kaum merklich schlepten sich die Stunden dahin. Allein die wechselnden Lichtverhältnisse im Raum waren ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Zeit verrann.

Lucy war immer gerne allein gewesen; daher hielt man es für das Beste, sie in Ruhe zu lassen. Meist ist Stille der Genesung ja sogar recht förderlich, bei ihr aber bewirkte sie eher das Gegenteil. Zu viele Tage hatte sie bereits einsam im Krankenbett verbracht. Sie sehnte sich nach jemandem, der ihr Gesellschaft leistete und mit ihr redete, doch seit die Eltern sich auf Lucys eigene Bitte hin zurückgezogen hatten, war nur noch selten ein Besucher bei ihr. Warum hatte sie bloß Vater und Mutter und all die anderen aus ihrem Zimmer verbannt? Mittlerweile wusste sie es selbst nicht mehr genau. Manchmal waren einfach zu viele Gäste auf einmal gekommen; manchmal war ihr schon einer von ihnen lästig gewesen. Vielleicht war es aber auch ihr überbordender Stolz, der sie zu jener törichten Bitte veranlasst hatte. Nein, sie wollte ganz sicher nicht, dass man sie so sah - ein Schatten ihrer selbst, die Stimme weinerlich und brüchig, zu tiefeschürfender Konversation unfähig, schlapp und geistig matt, voller Traurigkeit und sich anbahnender Resignation.

Heute plagte sie zudem ein bohrender Kopfschmerz. Ihre Stirn war heiß und das Blut pochte in den Schläfen. Außerdem rauschte es leise in ihren Ohren. Rührte das vom Fieber her oder kam ein Geräusch von draußen herein und wurde nur durch die Fenster etwas gedämpft? Es schien sich dabei um ein Murmeln zu handeln, ein Gemisch aus Stimmen und Tönen, aus dem Lucy, als es lauter und konkreter wurde, einige Wörter herauszuhören glaubte. Da sprach jemand von »Luft« und »Gefahr«, von »Erde«, »fliegen« und »Tod«. Das Kauderwelsch, das so düsteren Inhalts war, machte ihr irgendwie Angst. Es verursachte ein Unbehagen und entfachte zugleich eine brennende Neugier, weshalb es ihr auch nicht gelang, die seltsam anmutenden Fetzen des Gesprächs einfach zu ignorieren. Doch woher kamen diese Stimmen? Schwatzten unten auf der Straße ein paar alte Leute angeregt und ohne Unterlass vom Treiben ihrer Bekannten und vom Schicksal ihrer Nachbarn? Aber die Wörter, die sie vernahm, klangen so hell und klar, fast flüsternd und dennoch ganz deutlich! Es war schier unmöglich, dass sie von draußen hereindrangen. Um sich zu vergewissern, entschied Lucy kurzerhand, gemächlich aufzustehen und aus dem Fenster zu schauen.

Langsam zog sie die Bettdecke zurück. Als sie sich auf die linke Seite drehte, wurde sie von einem starken Schwindelgefühl erfasst. Kaum ließ es wieder nach, brachte sie sich mit ihren schwachen Armen in die Sitzposition, wobei sie erneut ein Taumel überkam. Sie starrte auf ihre zitternden Knie. Würden diese Beine sie überhaupt noch tragen? Lucy holte tief Luft und fuhr mit einem Ruck auf.

Wacklig stand sie nun auf ihren nackten Füßen und mit äußerster Anstrengung ging sie unsicher Schritt für Schritt zum Fenster. Sie drohte zusammenzusinken, doch sie quälte sich tapfer vorwärts. Schließlich erreichte sie mit Mühe und Not das Ziel, und es war eine Erleichterung, sich wenigstens auf das Fensterbrett stützen zu können. Sie öffnete den rechten Flügel und lehnte sich erwartungsvoll nach vorn, aber der Gehweg war menschenleer, und außer einem Trupp von Arbeitern, der sich in der Ferne an einer Baustelle zu schaffen machte, war weit und breit niemand zu sehen, obgleich noch immer das klar vernehmliche Gemurmel von irgendwoher schallte.

Enttäuscht blickte sie hinunter auf die Straße. Ein grauweißer Dunstschleier verlieh den Häusern gegenüber ein phantastisches, beinahe gespenstisches Aussehen. Die verzierten Giebel wirkten unheimlich und finster, die Dächer glänzten feucht und die Ornamente an den Friesen und Gesimsen der Fassaden waren rissig und alles andere als schmückend. Die nasskalte Luft legte sich Lucy schwer auf die Brust. So schloss sie das Fenster und tappte zurück zu ihrem Bett. Durch den unnützen körperlichen Einsatz ihrer letzten Kräfte beraubt, schlief sie auf der Stelle ein.

* * *

Als Lucy erwachte, war der Tag weit fortgeschritten. Das matte Licht, das die herannahende Dämmerung ankündigte, verriet, dass inzwischen viele Stunden verflossen waren. Lucy hatte lange geschlafen, sich dabei aber keineswegs erholt. Wie Blei lagen ihre Hände auf den weißen Laken. Ihr brummte der Schädel. Müde schaute sie umher und prüfte aus reiner Gewohnheit, doch bar wirklichen Interesses jeden erdenklichen Winkel des quadratischen Raumes. Mit einem Blick streifte sie die Schränke, die Couch und den Schreibtisch, den Teppich, die Lampe und die Gardinen. Alles war unverändert. Woher also kamen jene Stimmen, die sie dermaßen belästigten und beunruhigten? Die Straße konnte man als Herkunftsort getrost ausschließen; hier im Zimmer befand sich aber nichts, was dazu geeignet war, Töne zu erzeugen. Waren die unheildrohenden Worte eine akustische Sinnestäuschung?

Lucy starrte die dem Bett gegenüberliegende Wand an und stutzte. Warum bloß hatte sie in all den Jahren nicht bemerkt, was es mit der dort angeklebten Tapete auf sich hatte? Ihre offensichtliche Unfähigkeit, aus den sie

umgebenden Dingen das Wesentliche herauszufiltern, verwunderte und entsetzte sie fast noch mehr als das, was sie da sah. Hatte sie das eigenartige Muster denn gar so oberflächlich betrachtet? Die grau-weißen Konturen und Schattierungen auf der Wandverkleidung bildeten Linien, Kreise und Wellen. Alle meinten, dies sei einfach eine florale Verzierung. Doch mittendrin entstand wie aus dem Nichts das Profil eines greisen Mannes mit fliehender Stirn, eindrucksvoller Hakennase, geschwungenen Lippen, kleinem rundem Kinn, verkrüppelten Ohren, die wie Schnecken wirkten, und wirrem, gelocktem Haar. Lucy sah seinen Mundwinkel zucken und vernahm wieder klar einige furchteinflößende Wörter! Neben dem betagten Herrn tauchte alsbald eine weitere, ähnlich groteske Person weiblichen Geschlechts auf. Ihre winzigen schwarzen Augen stachen hervor, die Wangen waren breit und verformt, und die Nase der bizarren Figur saß schräg und etwas seitlich versetzt in dem sonderbaren Gesicht. Ihr Haupt war von Wellenlinien gekrönt, was an Illustrationen der Medusa erinnerte. Rechts von ihr wurde der Kopf eines Jünglings sichtbar; allerdings fehlte dem perfekt proportionierten Profil die Stirn. Schließlich kam der Umriss eines riesigen Hundes mit nur einem einzigen ausgefransten Schlappohr zum Vorschein. Nach und nach versammelten sich unzählige jener zweidimensionalen Wesen auf der Tapete. Oben unter der weiß gestrichenen Zimmerdecke schwebte ein krummer Turm mit schieferm Fundament und einer völlig verschwundenen mittleren Etage, und ein paar wundersame Blüten zierten die unwirkliche Landschaft.

Diese eigenartige Welt, die sich quasi auf der Wandverkleidung manifestierte, nahm Lucy gefangen. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie das Gefühl, Zeuge eines einmaligen und unermesslich wichtigen Ereignisses zu sein. Sie durfte teilhaben an der Erweckung einer unbekannteren Gesellschaft, die sich bisher vor aller Augen hinter jenem Muster verborgen hatte, und sie zweifelte nicht daran, dass auf sämtlichen Tapeten der Welt geheime Gemeinschaften ein verstecktes Dasein führten.

Plötzlich verstummte das allgemeine Geschnatter und der greise Mann in der Mitte ergriff beherzt das Wort.

»Sie da in Ihrem Bett! Hallo, Sie! Ja, ich meine Sie, Miss!«, rief er unwirsch und deutete mit seiner Hakennase auf Lucy, die darob sehr erschrak und zaghaft den Finger auf sich selbst richtete. »Meinen Sie etwa mich?«, vergewisserte sie sich.

»Natürlich meine ich Sie, mein Kind!«, ereiferte sich der Alte ungehalten. »Sehen Sie hier vielleicht noch jemand Körperlichen?«

»Körperlich?«, fragte Lucy zögernd. Sie konnte mit jenem Begriff wenig anfangen.

»Sie sind der einzige Körper in diesem Raum«, erklärte der Wortführer nun versöhnlich. »Wir sind ja nur Flächen - platte Wesen ohne Tiefe, ihrer dritten Dimension beraubt.«

»Man hat Ihnen die dritte Dimension gestohlen?« Lucy meinte im Klang seiner Stimme einen Ausdruck von Wehmut und tiefer Traurigkeit zu erkennen. »Wie konnte das geschehen? Wer hat es getan?«, hakte sie ungläubig nach.

»Oh, das ist eine lange Geschichte, Miss«, sagte der flache Mann niedergeschlagen, »und niemand will sie wirklich hören.«

»Ich möchte erfahren, was mit Ihnen passiert ist«, widersprach Lucy. Den Vorwurf, desinteressiert zu sein, wollte sie ganz gewiss nicht auf sich sitzen lassen.

»Überall auf der Welt harren wir geduldig in Mustern aus«, fuhr der Greis fort. »Wir lauern aufmerksam auf Stoffen, Bodenbelägen und Tapeten. Stets warten wir darauf, mit jemandem in Kontakt treten zu können, der uns Glauben schenkt und Anteil nimmt an unserem schweren Schicksal. Wenn wir aber schon mal einen fanden, der uns beachtete, und wenn dieser später anderen Körperlichen von unserer Existenz berichtete, dann brachte man ihn fort und sperrte ihn in ein weiß getünchtes Zimmer, wo unsere Anwesenheit unverzüglich entdeckt worden wäre.«

»Nun, Sir«, unterbrach Lucy den bedrückten Mann, »sagten Sie nicht gerade, dass Sie sich sehnlichst wünschen, dass man Notiz von Ihnen nimmt?«

»Oh ja, das tun wir!«, versicherte er. »Doch früher endeten die meisten Begegnungen mit Körperlichen für uns tödlich. Man hat einfach unsere Flächen zerrissen und uns zerstört. Daher ziehen wir es mittlerweile vor, uns nur mehr vertrauenswürdigen Körpern zu zeigen.«

Diese Erklärung leuchtete Lucy ein, und es schmeichelte ihr ungemein, dass die seltsamen Wesen gerade sie ausgewählt hatten. Also wollte sie den großen Erwartungen, die man bestimmt in sie setzte, auch vollends gerecht werden.

»Bitte erzählen Sie mir, was Ihnen zugestoßen ist«, ermutigte sie den alten Herrn, der sich auf der Wandverkleidung hinter all den verschlungenen Linien verbarg.

»Schreckliches ist uns widerfahren, entsetzliches Leid kam über uns«, begann der Flächenbewohner zu berichten. »Nun ist es unser Los, für immer auf Länge und Breite reduziert zu sein und zweidimensional in Mustern zu hausen!« Da hob er an zu weinen und Lucy sah aus seinen Augen einen hellen Kreis heraustreten, der an der Tapete hinabließ. »Ich weiß,

was wir taten, war falsch«, räumte er ein. »Was dann aber mit uns geschah, was wir uns sozusagen selbst zufügten, übertraf die pessimistischsten Prognosen, die schlimmsten Visionen und alles bisher Dagewesene. Es bannte uns auf Flächen und machte jede Materie zunichte. Der Tod wäre besser für uns gewesen! - Ein Zeitalter nach dem anderen ist unterdessen verstrichen, und heute, Äonen später, haben wir uns mit diesem schäbigen Dasein abgefunden. Wie gerne würden wir unsere Fehler rückgängig machen! Doch das wird niemals möglich sein. Deshalb besteht unsere Existenzberechtigung allein darin, Sie vor den Experimenten zu warnen, die uns unumkehrbar ins Verderben stürzten.«

»Welche Experimente meinen Sie?«, fiel Lucy dem Greis erschrocken ins Wort. Der mahnende Unterton in seiner Stimme weckte in ihr ein Unbehagen, wenn nicht sogar Angst.

»Wir waren zu überheblich, dachten, Wissenschaft und Fortschritt hätten uns zu Göttern gemacht«, klagte der Alte. »Unsere Fähigkeiten schienen unbeschränkt zu sein«, schwärmte er stolz von den Errungenschaften seiner offenbar an ihrem übermäßigen Ehrgeiz gescheiterten Gesellschaft. »Wir beschäftigten uns mit den grundlegenden Naturgesetzen, erforschten das All zur Gänze und beeinflussten seine Entwicklung nach unseren Vorstellungen. Diese Experimente führten uns an die Grenzen des Möglichen und bald überschritten wir sie: Wir simulierten im Labor die Entstehung eines Universums. Alsdann hinterfragten wir die Vierdimensionalität der Raumzeit. Wir begannen unsere Experimente auf den Hyperraum auszudehnen. Zu Anfang bescherte uns die Arbeit auf jenem Gebiet ungeahnte Erfolge. Unser Wissen über Erde und Kosmos war umfassend, der daraus resultierende Gewinn für die Gesellschaft unschätzbar. Wir durchquerten die Galaxis in Nullzeit. Wir reisten durch Raum und Zeit. Wir waren die Herrscher des Weltalls!«, jammerte der Greis, erschöpft und sichtlich in Nostalgie versunken.

Da meldete sich die seltsame Frau mit den funkelnden schwarzen Augen zu Wort, und ihre großen Nasenlöcher schrumpften und weiteten sich abwechselnd, während sie sich aufregte: »Was hat uns die Macht denn letztendlich gebracht? Was nützt uns jetzt das Wissen über die fernen Sternsysteme und den Urknall, wo wir hier zeitlebens an der Tapete kleben? Ich weiß noch gut, wie es anfang. Mitten im heißen Sommer war es, als wir merkten, dass etwas nicht stimmte. Überall in der Stadt bildeten sich Risse in den Straßen und unsere Roboter arbeiteten Tag und Nacht, um die entstehenden Spalten zu schließen.«

»Ich sah das Unheil zum ersten Mal nahen, als ich Freunde besuchen ging«, schaltete sich der stirnlose Jüngling ein. »Der Weg hatte sich verlängert. Ich brauchte fast die anderthalbfache Zeit, um die gleiche Strecke zurückzulegen.«

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Lucy verwirrt. Was die drei seltsamen ebenen Gestalten da erzählten, erschien ihr reichlich absurd.

»Die Erde blähte sich auf, meine Liebe!«, fiel die Frau gereizt ein.

»Die Gravitation verlor ihre Kraft«, erklärte nun der alte Mann. »Blätter, die der Wind aufwirbelte, entschwanden einfach in den Weltraum. Die Atmosphäre löste sich von dem Planeten! Nur mit Hilfe unserer hoch entwickelten Atemmasken gelang es uns, dies zu überleben.«

»Meine Katze ist elendig erstickt«, trauerte die Frau mit der schrägen Nase. »Dann hob sie ab und flog hinauf in den schwarzen Himmel wie alles, was nicht im Erdboden verankert war. Oh, es war so schaurig! Die Haftstiefel meiner Nachbarin versagten eines Tages - den Anblick werde ich nie vergessen. Ihr Wehgeschrei klingt mir bis in alle Ewigkeit in den Ohren.«

»Die Erde entfernte sich von der Sonne. Sie raste durch die Milchstraße wie ein Geisterplanet«, berichtete der Jüngling betrübt.

»Ach, wäre es wenigstens auf unser Sonnensystem beschränkt geblieben!«, klagte jetzt wieder der Greis. »Doch allmählich griff das Phänomen auf andere Sternsysteme über, und bald riss es nicht nur die gesamte Galaxis, sondern auch das ganze Raum-Zeit-Gefüge auseinander.«

»Nun flunkern Sie aber! Das Universum existiert ja selbst heute noch, und das seit immerhin ungefähr fünfzehn Milliarden Jahren«, warf Lucy zweifelnd ein. Die Leute aus der zweiten Dimension wollten ihr offensichtlich einen Bären aufbinden.

»Fünfzehn Milliarden Jahre! Hahaha!«, lachte daraufhin die versammelte Schar.

»Was sind schon fünfzehn Milliarden Jahre!«, rief der Greis erheitert.

»Wollen Sie etwa behaupten, dass Sie aus einer Zeit vor dem Urknall stammen?«, entrüstete sich Lucy kopfschüttelnd.

»Es gab keine Zeit vor dem Urknall«, belehrte sie der Alte.

»Das weiß ich auch!«, entgegnete Lucy trotzig. »Aber wie soll ich Ihre Ausführungen denn sonst verstehen?!«

»Wir lebten in einer anderen Welt, die der jetzigen ziemlich ähnlich war«, meinte er. »Wir zerstörten sie - zwar nicht mutwillig, doch wir taten es mit eigener Hand.«

Lucy hatte kein Interesse mehr an den von Selbstmitleid und Reue triefenden Moralpredigten. Sie wollte eigentlich nur

herausfinden, wie die hoch entwickelte Gesellschaft auf der Tapete gelandet war. »Wohin trieb denn nun diese aufgeblähte Erde in jener aus den Fugen geratenen Welt?«, begehrte sie zu wissen.

»Sie brach auseinander und löste sich in ihre Bestandteile auf. Alles zersetzte sich: die Sterne und Planeten, jeder Körper, selbst Moleküle und Atome. Es blieb bloß eine Suppe aus Masse und Strahlung - und unserem Geist.« Beinahe beschwörend sagte der Alte: »Ein solch überragender Geist wie der unsere verpufft nicht einfach im Nirgendwo! Mochte auch das Licht erloschen sein, so irrten wir eben körperlos durch den Kosmos auf der Suche nach einem geeigneten Platz für ein letztes Experiment.«

»Was für ein Experiment?«, fuhr Lucy erschrocken in die Höhe. Aufrecht saß sie jetzt in ihrem Bett. Ihr fiebernder Körper war schweißnass und kalt. Sie starrte auf die Tapete an der gegenüberliegenden Zimmerwand, wo der greise Mann in ruhigem Ton seinen Bericht fortsetzte: »Das ultimative Experiment diente der Erschaffung eines neuen Universums aus dem energiegeladenen Schaum - dem Chaos, das wir hinterlassen hatten.«

»Wie ein Phönix aus der Asche!«, schoss es Lucy durch den Kopf. »Wir sind aus Ihren Überresten entstanden?«, empörte sie sich.

»So könnte man es nennen, jedoch der Begriff ist nicht besonders nett«, wiegelte die Frau ab. »Wir halfen kräftig nach bei der Geburt dieses Weltalls. Sie sind sozusagen unsere Kinder und die Erde ist unser Haus. Also passen Sie gut darauf auf!«, forderte sie barsch.

»Sie sind eigennützig allesamt!«, rief Lucy verstimmt, denn sie hegte einen dunklen Verdacht. »Sie schufen dieses Universum nicht, um anderen Spezies die Chance zu geben, die Sie den Mitbewohnern in Ihrer alten Heimat vorenthielten. Nein! Sie gedachten sich in jenem neuen Weltraum selbst niederzulassen und diesen ebenso zu beherrschen wie ehemals!«

»Vortrefflich geraten, Miss!«, krächzte der Greis.

»Wie wahr, meine Liebe!«, bestätigte die Frau.

»Doch etwas ging schief!«, folgerte Lucy.

»Unsere Berechnungen waren fehlerhaft«, räumte der Jüngling ein.

»Das Experiment nahm einen unerwartet chaotischen Verlauf«, jammerte die Frau. »Kein Wunder! Schließlich gab es keine Testreihe, keine Möglichkeit für Nachbesserungen. Alles musste beim ersten Mal gelingen.«

»Und es ist uns ja geglückt, oder?«, ermunterte der Greis die Kranke zu einem Lob.

Lucy Bradshaw aber war zu müde und zu schwach. Das Gespräch mit den sonderbaren Leuten auf der Tapete hatte sie viel Kraft gekostet. Schlaff sank sie in die Kissen zurück.

»Wir haben zwar eine räumliche Dimension verloren, doch unser Geist ist lebendig und unsterblich!«, rief der Jüngling keck dazwischen. Lucy mutete es fast wie eine Drohung an.

»Seien Sie uns nicht böse, wenn unser Verhalten etwas grob und herablassend war«, sagte der Greis versöhnlich. »Es war sehr nett, mit Ihnen zu plaudern. Wir würden das gerne irgendwann fortführen.«

»Ja, ja!«, pflichteten die anderen ihm bei und der Hund mit dem einen Schlappohr bellte.

»Wir müssen Ihnen noch etliches mitteilen, Miss«, kündigte der Alte an. »Wir werden Ihnen erklären, welche Experimente gefährlich werden könnten und von welchen Dingen die Menschheit besser die Finger lassen sollte, denn wird die Tür in unsere Heimatwelt erst einmal geöffnet, dann setzt auch hier die unvermeidliche Zerstörung ein und pflanzt sich bis in den letzten Winkel des Kosmos fort.«

»Für heute ist es genug«, unterbrach ihn die Frau. »Siehst du nicht, dass das Mädchen Erholung braucht?«

»Ich werde mich gern wieder mit Ihnen unterhalten«, versprach Lucy. »Auf unsere Wissenschaftler und die Entwicklung neuer Technologien habe ich allerdings keinen Einfluss. Ich glaube, da sollten Sie sich an jemand anders wenden - an führende Physiker, Politiker und so weiter ...« Das Sprechen fiel ihr immer schwerer. Sie wollte noch etwas sagen, aber die Zunge gehorchte ihr nicht mehr. Die Lippen klebten förmlich zusammen und ihr drehte sich alles vor den Augen.

»Was haben Sie nur, meine Liebe?«, hörte Lucy die sorgenvolle Stimme der Frau.

»So reden Sie doch, Miss!«, forderte der Alte.

»Kann man Ihnen irgendwie helfen?«, fragte der junge Mann.

Lucy schloss die Augen. Ihr kranker Körper herrschte bald über ihren Willen. Wie gelähmt lag sie in ihrem Bett. Tausend Farben schwirrten ihr durch den Kopf und Bilder zogen eilends vorbei. Die Stimmen drifteten weg von ihrem Ohr und vermischten sich zu einem Hintergrundgeräusch, das mit dem Pulsieren der Adern in ihrem schmerzenden Schädel eins wurde.

Vier Wochen später saß Lucy aufrecht am Bettrand. Zum ersten Mal seit Monaten fühlte sie sich halbwegs gesund. Das Fieber war mittlerweile gefallen, und die Ärzte meinten, dies sei ein gutes Zeichen und die Krisis der heimtückischen Krankheit sei nun endgültig überwunden. Man hatte ihr sogar die Erlaubnis erteilt, aufzustehen und etwas im Zimmer auf und ab zu gehen, wovon ihr aber ein wenig graute, denn die vielen Wochen, die sie nur liegend, träumend und schlafend verbracht hatte, mussten unweigerlich an ihren Kräften gezehrt und Spuren hinterlassen haben.

Erwartungsvoll drehte Lucy den Kopf nach rechts. Sie richtete ihre Blicke auf die gegenüberliegende Wand und prüfte die Tapete. Als hätte es gerade erst stattgefunden, so lebendig war die Erinnerung an das Gespräch, das sie in der schlimmsten Phase ihrer Krankheit mit den seltsamen zweidimensionalen Wesenheiten geführt hatte. Noch immer sah sie die Konturen der Gesichter genau vor sich und die einprägsamen Stimmen klangen ihr in den Ohren. Wie oft hatte sie in den vergangenen Tagen, seit sich ihr Zustand stetig besserte, nach den selbst ernannten Göttern Ausschau gehalten! Doch so intensiv sie auch das florale Muster betrachtete, es wollte ihr nicht mehr gelingen, in den Linien, Kurven und Schattierungen menschliche Züge zu erkennen. Fast beruhigend wirkte auf sie die Erkenntnis, dass dies alles letztlich nur ein Hirngespinnst war, ein von dem quälend langen und hoffnungslos anmutenden Siechtum hervorgerufenes Wahngelbilde. Die Unterhaltung mit den grotesken Gestalten entpuppte sich im Nachhinein als Gespräch mit einer Tapete, und Lucy musste jetzt, wo sie nüchtern darüber nachdachte, über sich selbst lachen, denn mit diesem Lachen vertrieb sie ihre Furcht. Seit Tagen sagte sie sich, dass die Fieberphantasie bloß eine Manifestation ihrer eigenen Todesangst gewesen war.

Lucy erhob sich vorsichtig. Sie spürte die Schwäche ihres abgemagerten Körpers. Um die kleine Welt ihres Krankenzimmers wenigstens in Gedanken für ein paar Minuten verlassen zu können, tappte sie, noch etwas wacklig auf den Beinen, zum Fenster. Endlich würde sie wieder in die Ferne schauen und nicht nur bis zu den grauen Fassaden vis-à-vis! So trat sie hin und sah hinab auf die Straße.

Ihre Knie begannen zu zittern. Eiskalt wurden ihre Hände. Die Adern pochten in ihren Schläfen. Befand sie sich denn tatsächlich auf dem Wege der Besserung oder erlitt sie gerade einen schweren Rückfall in Gestalt eines neuen, völlig real wirkenden Fiebertraums? Entsetzt ließ sie ihre wachen Blicke rastlos die Straße entlangwandern - von Westen nach Osten, hin und her, von einem Horizont zum andern. Die beunruhigenden Bilder prägten sich ihr unauslöschlich ein, als sie ohnmächtig hinsank. Nie wird sie sie vergessen: überall feine Risse im Boden, auf den Gehwegen und der Fahrbahn, zahllose Bautrupps, die breitere Spalten verfüllten, das brüchige Mauerwerk der gegenüberliegenden Häuserzeile - Abgründe, so weit das Auge reichte.

Bilderwelten

Lassen Sie uns heute einen Krankenbesuch machen! Wir gehen gemeinsam in eine am Rand der Stadt gelegene psychiatrische Klinik, wo ein ehemals genialer Maler den Rest seines einst so farbenfrohen Lebens einsam unter lauter Verrückten fristet. Hört man ihm aufmerksam zu, beginnt man zu zweifeln, ob er wirklich wahnsinnig oder vielmehr nur ein bedauernswertes Opfer seiner eigenen Schöpferkraft ist; denn wie Sie sicher wissen, überträgt jeder Künstler stets ein Stück seines Selbst auf seine Werke, was letztendlich ihren Zauber bewirkt. Kommen Sie also mit und seien Sie unbefangen.

Betreten wir den Park der Anstalt! Ist er nicht gemütlich? Auf den gepflegten Wegen stehen weiß getünchte Bänke, es gibt schattige Bäume und leuchtende Blumenrabatten. Allein die Spaziergänger in ihren Morgenmänteln stören das Idyll und die Herren im weißen Kittel, die sie teils streng, teils mitleidig bewachen. Sehen Sie da drüben die riesige Linde? Dort traf ich ihn vor einigen Jahren, als ich hier selbst eine Insassin war. Jeden Mittag sahen wir uns unterm Lindenbaum, spazierten um seinen Stamm herum und genossen den betörenden Duft der Blüten. Dann setzten wir uns auf eine dieser zahllosen weiß gestrichenen Bänke und vertrauten einander all unsere Geheimnisse an. Sonst war da ja niemand, mit dem zu reden sich lohnte, denn alle waren komplett verrückt: die Ärzte, die Pfleger, sämtliches Personal, sogar der Koch, der bloß drei Gerichte zubereiten konnte, die er allerdings, zu seiner Ehrenrettung sei es gesagt, stets im Wechsel auf den Tisch brachte. Auch um die anderen Patienten stand es nicht gut. Wir beide waren in der Tat die einzigen geistig Gesunden in diesem Irrenhaus.

Wo bist du, Louis? Aha, neuerdings hat es dir die knorrige Eiche angetan. Hallo, mein Freund! Wie geht es dir? Hoffe, du hast in dieser jämmerlichen Gesellschaft noch nicht den Verstand verloren. Sieh mal, hier ist jemand, der deine Geschichte hören will. - Kommen Sie näher, mein lieber Leser! Schauen Sie sich diesen Mann an, seine beeindruckende Statur, die kräftigen Arme und die feinen Hände, diese geschickten Hände, die leider nicht mehr so funktionieren wie früher. - Louis, du bist alt geworden. Hast jetzt beinahe etwas Würdevolles. Deine Adlernase ist immer noch bedrohlich, aber deine Zähne sind ziemlich verfault. Kein Wunder bei dem miesen Fraß, den sie dir tagtäglich vorsetzen. Du bist blass. Warum sitzt du auch ständig im Schatten! Seit ich hier raus bin, kümmert sich keiner mehr um dein Wohlergehen. - Nun, mein Leser, haben Sie keine Scheu! Sehen Sie Louis in die Augen, blicken Sie in jene tiefschwarzen Augen und dann sagen Sie mir: Kann dieser Mann lügen, kann er wahnsinnig sein? Nein, ganz gewiss nicht! Hören Sie nur aufmerksam zu. - Los, Louis, erzähl meinem Leser die Geschichte von der Welt, die du selbst gemalt hast! (Louis öffnet die Augen, richtet sich auf und seine Hände regen sich. Er räuspert sich. Dann will er beginnen, doch seine Stimme versagt und er hüstelt bloß vor sich hin.) Na, bist anscheinend ein bisschen erkältet! Das Wetter war in den letzten Wochen aber auch grässlich. Wenn du einverstanden bist, berichte ich stellvertretend für dich. Und wenn ich irgendwas durcheinanderbringe, hebst du einfach mahrend den Finger, so dass ich innehalten und noch mal überlegen kann. Abgemacht? Abgemacht!

Louis war Kunstmaler und meines Erachtens einer der besten, die es je gegeben hat. (Das sagte sogar der einzige Kritiker, der sich eingehend mit seinem Werk befasst hatte.) Alles, was Louis schuf, schien plastisch und beweglich. Wenn man seine Gemälde betrachtete, tauchte man darin ein. Seine Bilder hingen nicht nur an der Wand - sie lebten und sie öffneten die Pforte zu einer anderen Welt. Beim flüchtigen Hinsehen zeigten sie nichts Besonderes. Da waren Landschaften und seltsam anmutende Leute, die eigenartigen Gesellschaftsspielen nachgingen, miteinander redeten oder sich zu Festen trafen und meistens eine sonderbare blaue Flüssigkeit tranken. Diese Szenen wiederholten sich ständig. Man sah stets dieselben grünen Hügel, saftige Wiesen mit bunten Tupfen, in silbrig glänzende Gewänder gehüllte Personen, die einen vieleckigen Ball durch die Gegend rollten oder es zumindest versuchten, eine Frau mit langem blauem Haar, die jenen Tee servierte, und vor seiner Staffelei einen Maler, der eine gewöhnliche Jeans und einen weißen, mit Farbkleckschen verschmutzten Kittel trug, die Palette in der linken, den Pinsel in der rechten Hand hielt und an einem Bild arbeitete, das genau das darstellte, was er gerade erlebte.

Fragen Sie mich nicht, mein aufmerksamer Leser, wie viele Werke dieser Art Louis anfertigte. Ich kann nur sagen, er malte immerzu und nie etwas anderes als weitere Szenen aus demselben Zyklus. Die meisten Leute fanden seine Bilder langweilig. Kaum einen Blick verschwendeten sie daran und gähnend liefen sie vorbei. Doch glauben Sie mir! Man hat Louis unrecht getan. Was er schuf, war lebendig. Wenn ich seinen Gemälden den Rücken zukehrte, dann hörte ich die

Figuren tuscheln und kichern, und ich vernahm jenes knackende Geräusch, das der riesige eckige Ball beim Rollen von sich gab. Manchmal sah ich, wie sich Schatten bewegten, wie Wolken über die Leinwand zogen, wie das Gras sich im Wind wiegte, wie Regentropfen glitzernd herabfielen, wie der Pinsel des Malers das innere Bild vervollkommnete. Und ich roch die frische Farbe! Ich vermag nicht zu sagen, warum die anderen Louis' Werken nichts abgewinnen konnten. Wahrscheinlich waren sie einfach zu oberflächlich. Die wollten Kenner sein - dass ich nicht lache!

Eines Tages, es war an einem nebligen Novembermorgen, als ich mich wieder einmal in der Betrachtung eines Gemäldes erging, hatte ich den Eindruck, dass der Maler auf der Wiese sich langsam, ja kaum merklich zu mir umdrehte. Ich erschrak ein wenig, denn bisher hatte ich noch nie beobachtet, dass eine der Figuren sich regt. Wie gebannt starrte ich auf den Kopf des Künstlers. Mein Herz schlug wild. Ich kannte diesen Mann: Es war Louis! Plötzlich wandte er sich ruckartig um und streckte flehend den Arm nach mir aus. Seine Hand ragte aus dem Bild, das nun eine nach außen gewölbte Oberfläche hatte, weit heraus. Unwillkürlich ergriff ich seine mit Farbe verschmutzte Rechte. Und ehe ich mich's versah - es war wirklich, wie wenn man einen Schalter umlegt -, war ich er und er war ich!

Da stand ich nun inmitten jener sonderbaren Gesellschaft und wusste nicht, wie mir geschah. Ich befand mich zwar noch in meinem eigenen Körper, aber ich trug den weißen Kittel meines Freundes und hatte Palette und Pinsel in der Hand. Die anderen schienen die äußerliche Veränderung nicht zu bemerken und hielten mich offenbar für Louis.

»Spielen Sie doch eine Runde Würfelballmurmeln mit uns!«, forderte mich ein blonder Jüngling im silbernen Anzug zum Mitmachen auf.

»Ich glaube, ich mag diesen Sport nicht«, wich ich aus.

»Dann trinken Sie eine Tasse Tee!«, bot mir die Frau mit dem langen blauen Haar an. Ihre Augen verbreiteten ein gleißendes, blauweißes Licht und ihre Haut schimmerte azurn. Sie reichte mir eine gläserne Tasse, die die Form eines Würfels hatte. - Die Tasse war leer.

»Wo ist der Tee?«, fragte ich erstaunt.

Da legte sie ihre Hand auf das Gefäß, woraufhin sich aus ihren Fingerkuppen eine bläuliche Flüssigkeit ergoss.

Angewidert ließ ich die Tasse fallen und rief entsetzt: »Soll ich vielleicht Ihr Blut trinken? Und mich am Ende auch noch blau färben?«

»Das ist kein Blut - es ist mein Saft! Ich bin doch kein Mensch, sondern nur eine Pflanze in humanoider Gestalt.« Ihre Stimme hatte einen süßen, verlockenden Klang.

»Sie sind eine seltsame Blume!«, widersprach ich lautstark.

»Der Würfelball will nicht rollen!«, jammerte indessen der blonde Junge. »Louis, tun Sie mir den Gefallen und malen Sie den Hügel etwas steiler.«

»Ich kann nicht malen!«, beteuerte ich aufrichtig. Freilich wollte mir das unter diesen Umständen niemand glauben.

»Sie haben's schon so oft getan, warum nicht noch mal?«, bat der Hübsche. Ich habe aber nicht das geringste Talent zum Zeichnen; daher blieb sein Wunsch unerfüllt.

»Früher, als unser Land so herrlich flach war, gab es all die dummen Spiele nicht!«, schimpfte ein älterer, ergrauter Herr, der sich bewusst abseithielt und bei dem Treiben missbilligend zusah. »Das ist alles Ihre Schuld!«, fuhr er mich an. »Sie haben die Hügel in die Welt gesetzt, den Wettkampf und das Murmeln.«

»Ich?«, rief ich fassungslos.

»Natürlich Sie! Wer denn sonst?! Sie verändern ja ständig die Dinge mit Ihren unseligen Bildern. Verflucht sei derjenige, der Ihnen das Malen beigebracht hat!« Darauf entfernte er sich wutschnaubend.

Ich wandte mich an die Frau, die meinte, eine Pflanze zu sein: »Ist es wahr, dass Louis' - äh - dass diese Bilder die Welt neu erschaffen?«

»Ja freilich! Und es richtet großen Schaden an. Deshalb sollten Sie den Tee trinken. Dann ist es vorbei.« Ihre Antwort war freundlich vorgetragen, die Worte aber ließen nichts Gutes ahnen.

»Wollen Sie mich etwa vergiften?« Ich war gleichermaßen verängstigt wie erbost. Da hatte Louis mir ja was eingebrockt!

»Es ist kein Gift. Es wird Sie nicht töten, sondern nur Ihre Kreativität lähmen«, versuchte sie mich zu beruhigen.

Hilflos sah ich mich um. Wo war Louis' rettende Hand? Er befand sich bestimmt in der Galerie und beobachtete mich. Wenn ich jetzt einfach den Arm ausstreckte - ob er ihn ergreifen und mich aus dieser misslichen Lage befreien konnte?

»Ich bin nicht Louis. Ich bin seine beste Freundin Louise«, erklärte ich der sprechenden Pflanze. »Wir haben bloß den Standort getauscht.«

»Das ist unmöglich«, erwiderte kopfschüttelnd die Dame in Blau. »Die Malerei treibt Sie noch in den Wahnsinn. Trinken Sie den Tee!«, forderte sie unnachgiebig.

»Dies hier ist nicht real. Sie sind gar nicht wirklich!«, schrie ich entsetzt. Alle sahen mich mit großen Augen an und maßen mich mit verwunderten Blicken.

»Wie können Sie so etwas Unlogisches behaupten?«, fragte einer der Anwesenden gereizt.

»Sie sind nur Figuren auf einem Gemälde, das in einer Ausstellung für moderne Kunst hängt!«, schallte meine Stimme durch die abstrakte Szenerie. »Louis hat Ihre Welt nicht bloß verändert - er hat sie erst erschaffen«, klärte ich die Unwissenden auf. »Ohne ihn gäbe es Sie gar nicht.«

»Aber Sie sind doch Louis!«, lachte der blonde Spieler erheitert. »Warum sprechen Sie von sich selbst wie von einer anderen Person?«

Ich war verzweifelt und den Tränen nahe.

»Louis, ich glaube, Sie haben den Verstand verloren!«, bedauerte die greise Frau, die beim Würfelballmurmeln den Posten eines Schiedsrichters innehatte. »Ihre Bilder sind gut; deshalb haben sie einen Ehrenplatz in unserem Stadtmuseum. Wenn Sie jedoch denken, Sie hätten Ihren Werken ein Eigenleben verliehen, dann sind Sie geisteskrank und gehören in Therapie.«

Hoffnung keimte in mir auf. Wenn die Gemälde in unserer Welt ein Tor zu der ihrigen waren, konnten die Gemälde in ihrer Welt auch ein Tor zu der unseren sein.

»Bringen Sie mich in dieses Museum!«, bat ich daher eindringlich.

Darauf sagte die blaue Dame: »Trinken Sie den Tee und es wird geschehen.«

Blieb mir eine Wahl? Nein, ich hatte keine. Ich durfte dort nicht verweilen, denn es bestand die Gefahr, dass man die Wahrheit über mich erfahren würde. Wenn ich den Rückweg finden wollte, musste ich aber unbedingt in dieses Museum. Also nahm ich die würfelförmige Tasse in die Hand und setzte sie vorsichtig an meinen Mund. Schon stieg ein bläulich grauer Rauch aus dem Gefäß auf, kroch in meine Nase und betäubte sie.

»Jetzt ist alles egal!«, schoss es mir durch den Kopf. Ich benetzte meine Lippen mit dem blauen Saft. Die sprechende Pflanze warf mir wohlwollende Blicke zu. So trank ich den Tee bis auf den letzten Tropfen. Er schmeckte seltsam würzig, süß und unbeschreiblich. Als ich fertig war, verlangte ich mehr, doch die florale Dame meinte, das könne ich in meinem Alter und in dieser körperlichen Verfassung nicht vertragen.

Dann packten mich zwei ältere Herren an den Armen und schleppten mich fort. Der Weg war gar nicht weit. Gleich hinter den Hügeln ragte ein sichelförmiges Gebäude in die Höhe, das dunkelgelb bis mattorange im Schein der roten Abendsonne schimmerte. Es beherbergte das bereits erwähnte Museum, welches einen ungepflegten und trostlosen Eindruck machte. Die düsteren Gänge und die kahlen Wände zeugten davon, dass die Bewohner jener Welt nicht viel von Kunst hielten. Meine Begleiter zerrten mich dementsprechend unsanft durch die langen, leeren Korridore und ließen mich erst los, als wir die Gemälde erreicht hatten, die angeblich von mir stammten.

»Wo sind denn die Bilder der anderen Maler?«, begehrte ich zu wissen.

»Andere Maler?«, fragten die Männer.

»Sie sind der einzige auf der Welt«, ergriff einer der ehrwürdigen Herren das Wort. »Und es ist ein Segen, dass es nicht noch mehr Leute Ihres Schlages gibt, die pausenlos irgendetwas an der Landschaft oder unserem Aussehen verändern wollen. Es ist schon schwer genug, ständig Ihre Launen ertragen zu müssen. Wo kämen wir da hin, wenn wir zwei oder gar drei Maler hätten!«

»Treten Sie näher und betrachten Sie Ihre Werke!«, befahl nun die Schiedsrichterin.

Ich tat es und erstarrte, denn auf den Gemälden sah ich Ausstellungsräume einer Galerie mit darin wandelnden Besuchern - und einer von ihnen war Louis! Sie zeigten die mir vertraute Welt, doch die anderen behaupteten, es seien bloß leblose Bilder. Von da an dachte ich nur an eines: Ich musste hier weg.

Angestrengt heftete ich meinen Blick auf eine der dargestellten Szenen, aber sie war statisch. Ich weiß nicht, wie lange ich darauf stierte. Irgendwann fühlte ich schließlich meine Beine ermatten und knickte in den Knien ein.

Sonderbarerweise machte es mir jedoch keine Mühe, meine Augen offen zu halten.

Im Hintergrund hörte ich leise Stimmen. Sie murmelten: »Der Tee tut seine Wirkung. Bald ist es geschafft.«

Plötzlich kam Bewegung in das Gemälde. Ein Mann darauf - es war Louis - schubste einen Doppelgänger beiseite und streckte den Arm nach mir aus. Mit letzter Kraft schleppte ich mich zu ihm hin. Ich spürte, wie er mich am Handgelenk packte. In diesem Moment schloss ich die Lider, ich roch wieder das Aroma des blauen Tees und hatte das Gefühl, nach hinten zu kippen.

Als ich die Augen aufschlug, beugte sich Louis über mich, tätschelte meine Wangen und weinte bittere Tränen. »Es tut mir leid!«, sprudelte er hervor. »Das habe ich alles nicht gewollt.«

»Wer ist er?«, blubberte ich mit halb gelähmter Zunge und hob langsam meinen Zeigefinger. Im Zeitlupentempo

deutete ich auf einen Mann, der genauso aussah wie Louis und lauernd an der gegenüberliegenden Wand lehnte, einen Ausdruck von Bösartigkeit und tiefster Enttäuschung in seinem Gesicht.

»Er hat wie ich die Kraft, Bildern Leben einzuhauchen«, erklärte Louis. »Eigentlich ist er mein Alter Ego - die Person, die ich geschaffen habe. Doch fragst du ihn, behauptet er, es sei umgekehrt! Er hat mich in seine Welt eingeladen, um mich auszutricksen. Als er mir die Hand reichte, tauschten wir die Plätze. Das Gleiche ist passiert, als ich dich um Hilfe bat. Es tut mir unendlich leid.«

»Warum ist es diesmal nicht geschehen? Warum sind wir beide auf der heimatlichen Seite?«, wollte ich wissen.

»Der Tee!«, fauchte der Mann an der Wand. »Du Idiotin hast von dem blauen Tee getrunken, dem Gift, das alle Zauber wirkungslos macht und dich alle Träume vergessen lässt.«

Er war außer sich vor Wut - das bereitete mir Angst. Etwas war schiefgelaufen für ihn, und ich müsste lügen, wenn ich sagen wollte, dass ich es bedauerte.

»Sie haben mich genötigt, ihn zu trinken. Sie hassen Künstler. Sie wollten mich los sein.« Mir fiel das Reden immer noch schwer.

»Ich will sie auch los sein!«, erwiderte er verärgert. »So einfach ist es aber nicht. Wenn bei meinen Leuten niemand mehr Szenen aus eurer Welt malt, werden beide Seiten voneinander getrennt. Was wird dann aus mir?«

»Du bleibst dort, wo du hingehörst!«, schrie Louis. Ich hatte ihn nie vorher so ausrasten sehen.

»Nein, du wirst für mich zurückgehen!«, bestimmte der Fremde und zeigte mit dem Finger auf Louis. »Wir sind eine Person. Du bist ich und ich bin du. Niemand wird einen Unterschied bemerken.«

Mit diesen Worten griff er Louis an und es entstand ein Handgemenge. Ich konnte meinem Freund jedoch nicht helfen, denn es war unmöglich, die beiden auseinanderzuhalten. So zog ich stattdessen ein scharfes Messer aus meinem Kittel und machte mich daran, die Gemälde allesamt zu zerstören. Als der Sicherheitsdienst eintraf, hingen die zerschlitzen Bilder traurig an der Wand wie alte Lappen. Der Doppelgänger lag bewusstlos am Boden und starb wenig später. Und Louis war sauer auf mich und hat seither kein Wort mehr mit mir gesprochen. Ich glaube, er täuscht auch heute seine Heiserkeit nur vor.

Nicht wahr, Louis? Du tust bloß so, als ob du erkältet wärst. In Wirklichkeit trägst du es mir noch nach. Warum kannst du mir nicht verzeihen? Was ich tat, war schließlich richtig. Was hätte ich denn sonst tun sollen?

Nun, mein lieber Leser, haben Sie alles erfahren. Vielleicht wäre die Geschichte spannender gewesen, wenn Louis sie selbst erzählt hätte. Aber wenn er nun mal nicht mit mir und meinen Freunden reden will! Der sture, greise Mann wird eben immer sonderbarer mit den Jahren. - O weh, da kommen die Herren in ihren weißen Kitteln! Pfleger nennen sie sich und wollen dich doch bloß quälen.

»Louise, es ist schon spät. Zeit, hineinzugehen und zu Abend zu essen«, spricht einer von ihnen mich an.

»Pech gehabt! Ich bin nur zu Besuch. Wollte mal sehen, wie's um meinen alten Louis steht.«

»Sie sind eine Patientin. Haben Sie das vergessen?«

»Es ist lange her, dass ich hier in Behandlung war.«

»Sie wurden doch nie entlassen, Louise!«, protestiert eine Schwester mit kaltem Lächeln.

»Ich habe eine Wohnung am anderen Ende der Stadt und arbeite als Schriftstellerin. Fragen Sie meinen Leser! Er ist mit mir hergekommen.«

»Heute ist gar kein Besuchstag, Louise. Übrigens sind Sie Malerin und nicht Autorin. Sie verwechseln das schon wieder.«

»Ich und Malerin? Dass ich nicht lache! Ich kann ja nicht mal ein Haus mit Garten zeichnen. Louis ist Maler!«

»Es gibt keinen Louis. Er ist eine imaginäre Person. Sie haben ihn erfunden.«

»Welch ein Unsinn! Ich erfinde Leute bloß für meine Romane.«

»Was sind das für Romane, Louise? Sie haben jedenfalls keinen einzigen geschrieben in all der Zeit, die Sie bei uns verbracht haben.«

»Eins zu null für Sie! Aber wo sollen denn meine Bilder sein?«

»Die haben Sie vor Jahren selbst in einer Galerie zerschnitten. Wissen Sie das nicht mehr?«

»Es waren Louis' Bilder! Wie oft soll ich es noch sagen! Fragen Sie doch meinen Leser, der mit mir hierhergekommen ist!«

»Ihren Leser?« Die Schwester setzt eine verdrießliche Miene auf. »Sie waren den ganzen Nachmittag allein. Es war niemand bei Ihnen - weder dieser Louis, den es niemals gab, noch sonst jemand.«

»Ich bin erst vor drei Stunden eingetroffen. Das können Sie mir glauben. Durch die ganze Stadt bin ich gefahren, um

Louis zu besuchen.«

»Sie sind mit der Bahn gefahren, Louise? Im Morgenmantel?«

»Das ist kein Morgenmantel! Das ist die neueste Mode aus Paris!«

»Sie waren nicht in Paris. Sie haben nur gestern Abend einen französischen Film gesehen. Kommen Sie, es wird kühl und das Essen steht für Sie bereit samt Ihrer Medizin. Ich wette, Sie haben in den letzten Tagen Ihre Pillen nicht geschluckt.«

»Nein! Nicht anfassen!«, schreie ich und setze mich heftig zur Wehr, aber gegen vier von ihnen und ihre Spritzen bin ich machtlos. Sie zerren mich in die Anstalt und lassen mich bestimmt so bald nicht wieder raus.

Also machen Sie's gut, mein Leser! Nehmen Sie sich vor denen bloß in Acht! Suchen Sie auf dem schnellsten Wege das Weite, sonst gelangen Sie auch in die Obhut dieser Wahnsinnigen. Ich sag's ja: Außer Louis und mir sind hier alle total verrückt. Da sehen Sie mal, was ich durchmache. - Bin gespannt, welches von den drei Gerichten jetzt auf dem Speiseplan steht. Und ich soll Maler sein? Haha! Und Louis ist imaginär? Da vorn sitzt er doch auf seiner Bank! Fehlt nur noch, dass sie behaupten, es gebe keinen blauen Tee und keine eckigen Bälle und man könne gar nicht durch Bilder gehen!

Einsamer Wanderer im All

Aus dem Tagebuch eines Asteroiden

*Einsamer Wanderer im All,
geplagt von Mühsal und von Qual.
Das Licht der Sterne
strahlt in der Ferne.
Stille und Schweigen
tanzen den Reigen.
Endloser Fall.
Musst weiter wandern,
einsam nur wandern
im trostlosen All.*

Eintrag 236891

Wie lange ist es jetzt schon her, dass ich armer, einsamer Materiekumpen ziellos durch dieses leere, schwarze Weltall sause ohne die Aussicht, jemals wieder ein Zuhause zu finden? Ich weiß es nicht mehr, habe einfach irgendwann aufgehört, die Tage zu zählen. Oh, wie aufregend es doch einst war - damals, als ich mich noch in meiner Heimat tummelte! Dort traf ich mich meistens mit anderen Asteroiden. Wir spielten dann gemeinsam und vertrieben uns die Zeit mit Wettkämpfen. Es war wirklich ein Spaß, so nahe aneinander vorbeizupreschen, wenn man sich nicht streifte oder gar zusammenprallte! Bei solch einer Kollision habe ich schon mal gut ein Drittel meiner Masse verloren, worüber mich meine Freunde aber hinwegtrösteten, indem sie sagten, meine Figur sei nun viel schlanker als vorher. Ich segelte also frohen Mutes durch das Sonnensystem. Mal war ich weit draußen und stattete den Kometen einen Besuch ab oder ließ mich durch die dünnen, kaum sichtbaren Schleier der Gaswolken treiben; mal raste ich durch das Zentrum, begrüßte die Monde der äußeren Planeten und hielt einen Schwatz mit ihnen. Den Planeten selbst antwortete ich jedoch nur artig, wenn sie mich etwas fragten. Im Nachhinein muss ich gestehen, dass ich Ehrfurcht vor ihnen hatte. Außerdem hätten sie mich fangen und in eine Umlaufbahn sperren können; daher wahrte ich stets den gebührenden Abstand und machte ihnen lediglich aus der Ferne meine Aufwartung. - Noch mehr Respekt als vor den Planeten hatte ich bloß vor unseren Sternen. Wie schön und erhaben sie waren! Eng umschlungen vollführten sie einen liebreizenden Tanz. Nein, ebenbürtig waren sie sich nicht, und trotzdem waren sie ein Paar. Er, der Blaue Riese, gab den Rhythmus an. Sie, ein Gelber Zwerg, zerrte an ihm spürbar. Manches Mal schimpfte er so lautstark, dass das ganze System bebte, er komme wegen ihrer Masse gehörig aus dem Takt. Er zwang sie immer näher, wollte sie ganz für sich haben, wie's eben bei Verliebten üblich ist. Dabei bemerkten die zwei gar nicht, dass sie das System destabilisierten, bis sich ein Planet nach dem anderen verabschiedete. Nun tanzen die beiden Sterne gänzlich ohne Begleitung, aber sie haben sowieso nur Augen füreinander. Ihnen fehlt wirklich jeder Gemeinsinn. Wie hätten sie uns das sonst antun können! Sie stürzten uns ja allesamt in eine Krise, denn ohne ihre Unterstützung waren wir den Launen des Kosmos völlig ausgeliefert. Sosehr wir uns auch mühten, in Kontakt zu bleiben - letztlich drifteten wir auseinander. Jetzt irrt ein jeder für sich allein durch das unermesslich große Universum. Ich für mein Teil suche nach einer neuen Heimat, einem Strand am Meer der Unendlichkeit. Wie lange ich bereits rastlos durch das All wandere? Ob ich jemals irgendwo ankomme? Ob ich je wieder eine verwandte Seele finde? Keine Ahnung. Im Moment bist du, mein geduldiges Tagebuch, meine einzige Gesellschaft. Oh, wie satt ich es habe, so einsam und verlassen zu sein! Nichts als schwarze Leere um mich herum! Die blinkenden Sterne sind weit entfernt. Es dauert Äonen, auch nur einen davon zu erreichen. Trotzdem muss ich es versuchen. Zeit habe ich ja; sie ist, so traurig es klingt, das Einzige, was mir geblieben ist. Ich lasse mich treiben, immerzu vorwärts treiben. Mal sehen, wohin mich das Schicksal führt.

Eintrag 284829

Eine Ewigkeit bin ich nun schon stur geradeaus geschlendert. Wie leer der Kosmos doch ist! Kaum, dass mir mal ein verirrtetes Proton begegnet, geschweige denn ein Körper von ansehnlicher Masse und Intelligenz. Kommunikation ist das, was mir am meisten fehlt. Wann habe ich das letzte Mal die kristalline Struktur meines Gesteins durch Lachen erschüttert? Da ist keiner mehr, der mit mir scherzt, der mich tröstet, mit dem ich reden kann. Es ist finster - langweilig und einsam. Ich bin so allein! Ist da jemand in den Tiefen des Alls, der mich hört? Hallo, ihr da draußen! Wo seid ihr? Wohin soll ich gehen? Keine Antwort. Nur Stille und Schweigen.

Eintrag 348631

Nichts Neues. Besondere Ereignisse: keine. Habe niemand getroffen, nichts erlebt. Die Sterne sind fern; ich sehe sie bloß als winzige Lichtpunkte. Es ist mir bisher nicht gelungen, nahe genug an einen von ihnen heranzukommen. Rase eben weiter durch das All. Was soll ich auch sonst machen? Habe langsam die Nase voll vom Wandern.

Eintrag 398466

Heute habe ich in der Ferne einen Nebel gesichtet. Werde mal die Richtung ändern und darauf zusteuern. Vielleicht regt sich dort was. Mann, bin ich aufgewühlt! Das Universum lebt!

Eintrag 398480

Bin nach langer Reise endlich bei diesem Nebel angekommen. Was soll ich dir sagen, liebes Tagebuch? Ich bin zu früh, viel zu früh - wahrscheinlich um einige hundert Millionen Jahre. Habe nichts als Gas und ein paar dumme Staubpartikel vorgefunden, die nicht mal schlau genug sind, guten Tag zu sagen. Nun, zumindest gibt es Anzeichen für Leben! Werde gleich kehrtmachen und wieder den alten Kurs einschlagen.

Eintrag 398499

Keine Materie, kein Leben, keine verwandten Seelen. Nur Leere, Finsternis, Einsamkeit und - ehe ich's vergesse - schwache Gravitationswellen, nicht der Rede wert. Werde ihnen folgen; irgendwohin müssen sie ja führen. Habe mir heute überlegt, was ich tue, wenn sie mich zu einem Schwarzen Loch bringen. Ich spiele mit dem Gedanken, mich hineinzustürzen, bevor ich noch am Alleinsein zugrunde gehe. Ach, wenn's doch bloß ein solches Schwarzes Loch wäre! Ich muss mich nur treiben lassen, einfach die Spur verfolgen ...

Eintrag 398543

Hallo, Tagebuch! Bin so aufgeregt, weiß nicht, wie und wo ich anfangen soll. Seit geraumer Zeit lasse ich mich ja von jenen schwachen Gravitationswellen leiten. Jetzt stell dir vor, wie mir zumute war, als mir klar wurde, dass sie mich genau zu einem dieser Sterne bringen. Ich habe ihn zu Beginn gar nicht wahrgenommen, genauer gesagt, er erschien mir einfach zu unbedeutend. Dass gerade er mich anlockt! Er ist wohl ziemlich nahe, aber nicht sehr lichtstark. Sei begrüßt, du kleine gelbe Sonne! Ich komme zu dir ...

Eintrag 398562

Habe gerade einen dünnen Gasschleier durchdrungen und bin mir sicher, auf der richtigen Fährte zu sein. Da ist ein Sonnensystem mit allem Drum und Dran. Ich hab's geschafft! Bald bin ich da, bald habe ich wieder Gesellschaft!

Eintrag 398589

Habe in der Ferne Körper entdeckt - vereiste Gesteinsbrocken - Kometen! Morgen werde ich ihnen einen Besuch abstatten. Morgen, schon morgen! Mein Herz hüpfte vor Freude.

Eintrag 398590

Endlich! Da sind Leute! Hier ist Leben! Bin heute diesen Kometen begegnet. Ach, was sind die redselig! Und wie gut mir ihre Schwatzhaftigkeit tut nach diesem Zeitalter des Schweigens! Ich habe die Sonne gesehen. Na, sie ist wirklich ein mickriges Ding! Sorgt ja kaum für etwas Licht, doch sie ist besser als gar nichts. Zumindest hält sie meine neuen Kameraden in der Umlaufbahn und an mir zerrt sie auch ein bisschen. - Die Kometen meinten, in letzter Zeit geschähen einige seltsame Dinge. Da seien ein paar sonderbare Geräte vorbeigeflogen, die zwar reichlich Energie besäßen, selbst aber jedweder Seele entbehrten. Diese Maschinen hätten das System zwar mittlerweile verlassen, es kämen jedoch immer

neue. Die Kometen erörtern gegenwärtig die Frage, ob es sich bei jenen eigenartigen Besuchern, die nie mit ihnen sprechen und recht geschickt jeden Kontakt vermeiden, um intelligente Lebensformen handelt. Ein großer Vertreter der Schweifsterne versicherte mir, dass es im inneren Sonnensystem einen kleinen Planeten gibt, auf dem diese Metallkörper hausen. Da die Kometen hier draußen offenbar gefangen sind und es nur sehr selten einem von ihnen gelingen dürfte, sich durch Schlingerbewegungen mal aus der Bahn zu befreien, bin ich mir nicht im Klaren darüber, ob ich ihren Bericht für bare Münze nehmen soll. Einige ihrer Art, so sagten sie, hätten das System schon durchstreift und wüssten genau, wie es da drinnen aussehe. Ich bin aber von jeher ein misstrauischer Typ und will mich lieber selbst davon überzeugen. Morgen nehme ich hier Abschied und dringe in das Innere des Sonnensystems vor. Ach, ist das ein aufregendes Abenteuer!

Eintrag 398593

Habe den äußersten Planeten des Systems erkundet. Es ist ein kleiner, vereister Gesteinskörper, der sich kaum von meinen Bekannten aus der Schar der Kometen unterscheidet. Er hat eine recht exzentrische Umlaufbahn um das Hauptgestirn und wird von einem viel zu großen Mond umkreist, der ebenso beschaffen ist wie der Planet selbst und etwa ein Drittel von dessen Masse hat. Kein Wunder also, dass die beiden sich ständig zanken und necken und aufeinander einwirken. Jedenfalls sind sie viel zu sehr mit sich selbst und ihrem Gegenüber beschäftigt, um einen so unwichtigen Asteroiden wie mich auch nur wahrzunehmen. Unbeirrt ließen sie mich passieren und fragten nicht, woher ich komme und was das Ziel meiner Reise ist. Ich muss schon sagen, als Außenposten eines Sonnensystems sind sie völlig unbrauchbar. Bin mal gespannt, wer mir noch begegnet in diesem eigenartigen, gottverlassenen Winkel der Galaxis.

PS: Fühle wieder die Einsamkeit in mir hochklettern. Oder ist es vielleicht Heimweh? Ich muss eingestehen, dass ich mir möglicherweise zu viel versprochen habe.

Eintrag 398602

Habe heute den nächsten Planeten erreicht. Er ist relativ groß, aber es gibt beeindruckendere. Farbe: blaugrün. Hauptbestandteil: Gas. Hat einen beachtlichen Wirbel, einen dunkelblauen Fleck gleich einem Auge. Unzählige kleine Körper hat er in Dienst genommen und in eine Umlaufbahn gezwungen. Ich hielt daher vorsichtshalber Abstand von ihm. - Wir führten ein kurzes Zwiegespräch, bei dem ich bemerkte, dass er leicht verstimmt ist. »Bin viel zu weit weg«, klagte er. »Kriege gar nicht mit, was sonst im System passiert. Mein innerer Nachbar und ich sind seit langem zerstritten. Er denkt, er sei was Besseres, bloß weil er ein bisschen größer ist als ich! Da ich so klein bin, nehmen mich die anderen Gasplaneten gar nicht ernst, und die festen Planeten im Zentrum halten uns Gasriesen sowieso für langweilig.« - »Und die Sonne, was ist mit ihr?«, fragte ich ihn. - »Die! Die betrachtet uns doch nur als Abfallprodukt! Wir sind ihr einerlei. Sie findet höchstens noch den Fünften ganz amüsant. Um uns hier draußen schert sie sich überhaupt nicht.« Auf diese Weise jammerte der Planet den lieben langen Tag. Jetzt habe ich wirklich Lust auf fröhlichere Gesellschaft.

Eintrag 398608

Hatte gestern so was wie ein Déjà-vu-Erlebnis. Der nächste Planet ist dem letzten sehr ähnlich, genauso missgelaunt, ebenfalls blau bis blaugrün, erpicht auf unterwürfige Begleiter und ahnungslos, was die wichtigen Vorgänge im Zentrum des Systems anbelangt. Ich war nicht in der Stimmung, mir wieder dasselbe Geheul anzuhören, habe deshalb die Kurve gekratzt und nur im Vorbeigehen gefragt, ob er denn wisse, wo diese Maschinen wohnten. Er meinte, sie starteten vom Dritten. Er könne sich zwar nicht dafür verbürgen, aber das Gerücht halte sich hartnäckig.

Eintrag 398615

Wer hätte gedacht, dass ich das noch mal erlebe! Ich bin verliebt - bis über die Ohren in ihn verliebt! Die Rede ist vom sechsten Planeten. Er ist gelb, rosa, gräulich, das heißt, seine Wolkenbänder haben so viele Schattierungen, dass ich es nicht beschreiben kann. Er ist gewaltig und erhaben schön mit all den kleineren und größeren Monden. So mancher davon ist ja fast eine Welt für sich. Es ist tröstlich, dass auch andere Vertreter meiner Spezies seinem Charme erlagen. Doch soll ich dir sagen, was mich am meisten an ihm fasziniert, was mich so bezaubert, dass es mir beinahe den Verstand raubt? - Es sind seine Ringe, diese feinen Gebilde aus lauter Staubpartikeln, Steinchen und Steinen bis hin zu ziemlich mächtigen, kompakten Materiekumpen, die alle einträchtig an seinem Äquator um ihn herumtanzen. Welch hübscher Reigen! Und Eiskristalle bringen seinen Schmuck zum Glänzen. Oh, wie herrlich, wie perfekt er ist! Es gibt

nicht vieles in der Galaxis, was ihm an Anmut gleicht. Nun, vielleicht meine Heimatsterne - sie waren noch reizender, wenn ich mich recht entsinne. (Da, wo das Herz wohnt, ist man eben zu Hause, wie ein altes Sprichwort sagt.) Heute habe ich mich ja bedeckt gehalten, aber morgen spreche ich ihn an, meinen Angebeteten, den beringten Schönling!

Eintrag 398616

Es ist ein Jammer! Mir bricht fast mein steinernes Herz. Er ist so eiskalt und egozentrisch, nur in sich selbst vernarrt. Redet wohl nicht mit kleinen Asteroiden, die bloß durch Zufall seinen Weg kreuzen. Eine Stelle als Außenmond hat er mir angeboten. Er könne da jemanden brauchen, der die Staubkörner am Rand seiner Ringe zur Vernunft bringe. Da falle es dann und wann doch mal einem ein, sich auf Nimmerwiedersehen zu verabschieden. Das komme aber nicht häufig vor und daher sei es kein harter Job. Außerdem habe er jetzt keine Zeit mehr, sich mit mir zu unterhalten. Das sei ohnehin öde und unerquicklich, denn mein Dialekt habe etwas Niederes an sich. Am Nachmittag wolle er mit seinem inneren Nachbarn plauschen; dafür müsse er sich noch ein wenig herausputzen. - Liebes Tagebuch, was sagst du nun? Solch ein eitler Kerl, anmaßend und unfreundlich! Für den soll ich arbeiten? Bin ich etwa so lange quer durch die Galaxis gereist, um hier am Ende der Welt ein paar Staubkörner zu hüten? Nein, so haben wir nicht gewettet! Von der Liebe bin ich vorerst geheilt. Morgen mache ich mich auf zum Nächsten. Der Fünfte soll ja der Günstling der Sonne sein ...

Eintrag 398619

Habe heute dem fünften Planeten einen Besuch abgestattet. Er ist wirklich riesig und hat herrliche gelbliche, rötliche und bräunliche Wolkenbänder, zudem aber einen furchterregenden Wirbel, der mich pausenlos verfolgt und wie ein rotes Auge anstarrt. Leider kommt er noch dükelhafter daher als sein äußerer Nachbar und war sich gänzlich zu schade, mit mir zu plaudern. (Wahrscheinlich bildet er sich auf seinen guten Draht zur hiesigen Sonne verdammt viel ein.) Nur anlocken wollte er mich! Na, vielleicht ist das ja seine Bestimmung. Wie dem auch sei, Begleiter hat er meiner Ansicht nach genug. Sie sind aufeinander eingeschworen, völlig auf ihn fixiert und reden nicht gerne mit Fremden. Käme ich dem Planeten zu nahe, da wär's augenblicklich um mich geschehen. Die Gasmassen würden mich doch zu einem Nichts zerreiben! Zum Selbstmord bin ich im Moment jedenfalls nicht bereit. Deshalb habe ich mich abseitsgehalten, um seinem Gravitationsfeld zu entgehen. Nun ziehe ich weiter.

Eintrag 398623

Endlich habe ich sie gefunden - Asteroiden wie ich! Morgen stelle ich mich meinen neuen Kameraden vor.

Eintrag 398624

Wieder eine Enttäuschung! Habe selten so einfältige Artgenossen kennengelernt. Wortlos ziehen sie aneinander vorbei. Sogar Grüppchen haben sie gebildet - ein paar Leute hier, ein paar Leute da. Wenn sie dann schon mal was zueinander sagen, beschuldigen sie sich nur gegenseitig der schlimmsten Verfehlungen. »Wir könnten so viel mehr sein, als wir jetzt sind!«, bedauerte einer. »Wenn bloß diese Trottel dort drüben nicht wären! Sie schaffen es einfach nicht, die Form zu halten, und lassen sich vom Großen nebenan immer wieder auseinanderreißen. So wird nie ein Planet aus uns!« - »Dafür ist es ja wohl auch ein wenig spät!«, warf ich spöttisch ein. »Warum seid ihr denn mit eurem Dasein nicht zufrieden? Warum wollt ihr unbedingt einen Planeten bilden?« - »Weil du ein Niemand bist als Asteroid!«, lamentierte es nun weinerlich aus der anderen Richtung. »Wir haben einen denkbar schlechten Ruf im System. Das liegt an den inneren Planeten. Sie lassen kein gutes Haar an uns. Angeblich verunstalten wir ihre Oberflächen! Ha! Als ob man da noch was verunstalten könnte!« - So schoben sie sich gegenseitig den Schwarzen Peter zu und machten einander für ihren üblen Leumund verantwortlich. Zu ihnen will ich mich nicht auf die Dauer gesellen - das steht fest. Ach, wäre ich nur zu Hause bei meinem Sternenpaar, dem Blauen Riesen und dem Gelben Zwerg, und all meinen Asteroiden-Freunden! Selbst die Planeten nebst ihren Monden waren dort irgendwie netter. Ich habe Heimweh und fühle mich einsam hier draußen kurz vorm Ende der Galaxis.

Eintrag 398628

Der vierte Planet ist ein selten dämlicher Vertreter seiner Art. Ist schon ganz rot vor lauter Rost, tot und staubtrocken und behauptet doch allen Ernstes, er hätte eine bedeutende Vergangenheit! Da sei Wasser auf seiner Oberfläche gewesen und habe Kanäle gebildet. Na gut, das kaufe ich ihm noch ab. Aber die Sache mit den Bioformen ist eine Lüge! Da lachen ja sogar seine beiden Monde. Will mit diesem Aufschneider nichts zu tun haben und reise morgen weiter.

PS: Ein paar von den seltsamen Maschinen sind hier gelandet. Bin auf ihre Heimat wirklich gespannt.

Eintrag 398629

Habe den sagenumwobenen Dritten in der Ferne gesehen. Er ist blau! Wundervoll, dieses Blau! Kann es kaum erwarten, ihn endlich aus der Nähe zu betrachten. Woher mag nur diese satte Farbe rühren?

Eintrag 398631

Es gibt sie doch - Planeten mit einer lebenden Oberfläche! Bisher habe ich all das Gerede von den Bioplaneten für Geschwätz, für bloße Gerüchte, für Ammenmärchen gehalten. Ich traue meinen Augen nicht! Es ist tatsächlich eine dünne Schicht um ihn herum - eine Atmosphäre. Wolken ziehen über ihn hinweg. Er hat Meere und es gibt Land: festen Boden mit grünen und gelben Flächen sowie Berge, teilweise mit Schnee bedeckt. Außerdem sind da Lichter auf der dunklen Seite! Existieren am Ende sogar diese legendären Wälder? Oder noch andere Lebewesen? Ob sie das Werk jener Maschinen sind? Wenn es all das wirklich gibt, dann dort unten. Ich muss es erkunden, ich brauche Gewissheit. Egal, was mit mir passiert, wenn ich durch diese Schicht dringe. Und wenn es das Letzte ist, was ich tue!

Eintrag 398633

Wurde heute mit Raketen begrüßt. Die Sprengköpfe explodierten herrlich. Nichtsdestotrotz ist das ein gefährlicher Willkomm. Mich hätte ja glatt eines dieser Geschosse treffen können! Dann wär's aber aus mit mir. Der Planet hat sich schließlich entschuldigt und mir erklärt, nicht er sei für jenen unfreundlichen Empfang verantwortlich, sondern ein paar eigenartige Kreaturen, die ihn schon an den Rand der Verzweiflung gebracht hätten. Sie würden seit circa einer Million Jahren der hiesigen Zeitrechnung auf seiner Oberfläche ihr Unwesen treiben und all das zerstören, an dessen Erschaffung er seit viereinhalb Milliarden Jahren arbeite. Ich fragte ihn, ob es sich bei jenen Geschöpfen um die Metallkörper drehe. Er meinte jedoch, das seien nur ihre seelenlosen Handlanger. Er habe bereits unzählige Male versucht, mit ihnen persönlich zu verhandeln, aber was er auch anstelle - ob Vulkanausbrüche, Erdbeben oder Wirbelstürme -, sie verstünden ihn einfach nicht. Dabei würden sie ihn tatsächlich für ihr Eigentum und sich selbst für die überlegene Intelligenz im ganzen Sektor halten. Der Planet flehte mich geradezu an, ihm zu helfen, indem ich ihn besuche. Die Auswirkungen meiner Ankunft seien zwar für ihn ein wenig unangenehm, doch er werde es überleben. Das Wichtigste sei letztendlich, das Grundübel - diese missratenen Kreaturen - ein für alle Mal zu beseitigen. Er habe sich alles genau überlegt und die einzig machbare Lösung sei, mit der ganzen Schöpfung wieder von vorn anzufangen. Irgendwo habe sich im Laufe der Zeit wohl ein irreparabler Fehler eingeschlichen, der nicht mehr durch kleinere Korrekturen zu beheben sei. Ich habe mich daraufhin kurzerhand dazu entschlossen, diesem Bioplaneten beizustehen und eine zweite Chance zu geben. Da soll noch einer sagen, dass ich kein Altruist bin!

Eintrag 398634

Der Weg durch die Atmosphäre war ein holpriger Ritt! Der Planet hat mir ganz schön eingeheizt - das hat gezischt und gebrannt! Ich bin auch mitnichten heil angekommen, habe den größten Teil meiner Körpermasse verloren, als ich durch die äußeren Schichten drang. Zum ersten Mal habe ich es also gewagt: Ich bin auf einem Planeten gelandet. Bisher hatte ich da immer so meine Bedenken. Man sagt ja, wer einmal strandet, der bleibt ewig liegen. Doch das macht mir nichts aus. Ich bin lange genug einsam durch die Tiefen des Alls gewandert. Nun bin ich umringt von so viel Leben. Was will ich denn mehr? Ich habe einen dieser sagenhaften Bioplaneten gefunden, von denen die meisten Leute behaupten, es gebe sie gar nicht wirklich, was bestimmt ein Zeichen dafür ist, dass sie recht selten vorkommen. Welch ein Glück also, dass es gerade mir vergönnt war, auf einen von ihnen zu treffen! - Mein liebes Tagebuch, du kannst dir gewiss kein Bild davon machen, was los war, als ich auf der Oberfläche anlangte. Das gab vielleicht ein Platschen, als ich in diesem herrlich blauen, tiefen Meer versunken bin! Jetzt liege ich hier unten auf dem Grund, nur tote Korallen und Muscheln leisten mir Gesellschaft, aber ab und an schwimmen ein paar Mikroben vorbei.

Eintrag 398635

Habe soeben von den Mikroben erfahren, dass da oben die Hölle los ist. Meine Ankunft war wohl ziemlich verheerend und hat einen Großteil jener eigensinnigen Geschöpfe samt ihren Maschinen dahingerafft. Ich selbst bin für eine riesige Flutwelle verantwortlich. Der Planet hat mittels globaler Erdbeben, weltumspannender Feuersbrünste und Vulkanausbrüchen ein Übriges getan und allerorten Zerstörung gebracht. Staubwolken verdunkeln jetzt den Himmel und kein Licht dringt noch durch die Atmosphäre. Alles Leben muss zwangsläufig ersterben! Plötzlich bin ich mir nicht mehr

sicher, ob meine Entscheidung richtig war.

Eintrag 398636

Habe heute mit dem Planeten Rücksprache genommen. Er hat beteuert, alles sei in bester Ordnung. Er fühle sich erleichtert wie nie zuvor und ich solle mir keine Vorwürfe machen, denn um die pseudointelligenten Kreaturen sei es wirklich nicht schade. Es seien zwar noch zu viele davon übrig, aber er werde sich selbst um den Rest kümmern. Ich müsse also keine Angst haben, jemals einer von ihnen oder einem ihrer metallenen Helfershelfer zu begegnen.

Eintrag 450074

Wie lange dauert die Ewigkeit? Liege wohl schon Äonen hier unten auf dem finsternen, nassen Meeresgrund. Das Salz nagt an meinem Körper. Es ist eintönig und ich bin allein. Ach, wäre ich doch bloß draußen im All geblieben! Der Planet vernachlässigt mich völlig und ist nur mit seiner neuen Schöpfung beschäftigt. Wie langweilig! Ich verrotte einsam in der Tiefe und keiner nimmt Notiz von mir. Diese Bioplaneten sind in Wirklichkeit eine Plage!

Der blassblaue Schmetterling

Geständnis eines Mörders

Es war am letzten Tag des Jahres 20..., als ich meine Frau ins Jenseits beförderte. Während des Feuerwerks vergrub ich sie in meinem Garten unterm Dornbusch. Welch eine Befriedigung war es, sie dort in Sicherheit zu wissen, gut verpackt und fest verschnürt in einem blauen Plastiksack! Nun fühlte ich mich endlich frei, so frei wie lange nicht, genauer gesagt, wie nicht mehr seit dem Tag, als ich sie kennengelernt hatte. Nein, schön war sie nie gewesen, auch nicht sonderlich nett, häuslich oder ordentlich und schon gar nicht intelligent. Von Anfang an rief unsere Beziehung allseits nichts als Kopfschütteln hervor. Besonders über mich wunderte sich jeder. Warum war meine Wahl gerade auf sie gefallen? Das fragte sich die ganze Stadt.

Die Wahrheit ist: Ich hatte mich in ihr Lachen verliebt! Dieses tiefe Lachen, herzlich und inbrünstig, das sich so wohltuend vom albernem, hohlen Gekicher der anderen Frauen unterschied. Es wurde im Bauch geboren, kroch durch ihren Körper und gluckste in der Kehle, bis es durch den Mund ausbrach. Dann erzitterte der Boden, das Geschirr klirrte auf der Anrichte, die Blumen tanzten auf der Wiese, die Vögel jubilierten auf den Zweigen. Und wie sie jeden damit ansteckte, der in ihre Nähe kam! Ihr Lachen durchdrang die Welt wie eine unerforschte, allgegenwärtige Energie und es schlug mich in Bann! Nur deshalb suchte ich ihre Gesellschaft, nur deshalb forderte ich sie zum Tanz auf, nur deshalb lud ich sie ins Kino, ins Restaurant und schließlich in mein Haus im Süden ein, wo ich um ihre Hand anhielt. Ungläubig hatte sie mich damals angesehen, halb mitleidig, halb spöttisch.

Verflucht sei der Tag, als ich ihr den Ring vor aller Augen ansteckte - im Beisein meiner erstaunten Bekannten, meiner verwirrten Freunde, meiner entsetzten Familie! Dann brachte ich sie auf mein Anwesen, wo ihr Lachen die frisch verputzten Wände des Hauses beben ließ und die knorrigen Bäume auf dem Grund verbog. Mir hätte klar sein müssen, dass diese sonoren Töne in den hohen Hallen innerhalb der alten Mauern meines Herrensitzes einen Klang erzeugten, der sich zwangsläufig fortpflanzte vom Ostflügel bis zum Westflügel, vom Kellergewölbe bis hinauf ins Dachgeschoss. Die Schallwellen durchbrachen sämtliche Wände und gebaren Echos in jedem weiteren Zimmer. Auch wenn sie mit der Zeit abebbten, so erstarben sie doch nie ganz. Sie warteten bloß auf das nächste Gelächter, um nachher umso stärker durch das Haus schwingen zu können. Jedes Lachen, jeder einzelne Laut machte das Gebäude ein bisschen unordentlicher und wilder, unruhiger und unsicherer. Die Wände bekamen feine Risse, der Boden spürbare Dellen. Sprach ich meine Frau aber darauf an, dann lachte sie nur noch mehr und meinte, das bildete ich mir bloß ein. Als ich meine Freunde durch meine Heimstatt führte, um eine Bestätigung dieser Beobachtungen zu erfahren, da lachten sie mit ihr - über mich. Nirgendwo seien Risse oder Dellen, sagten sie. Ha! Haben die keine Augen im Kopf? Ich sah es ja ganz deutlich! Es ließ sich gar nicht leugnen. Ich hörte jenes Geräusch, das lauter und lauter wurde, das Haus nervös und empfindlich machte und sich wie ein zitternder Mantel aus Tönen um die Mauern legte. Von Tag zu Tag schwoll es an, wurde eindringlicher, wurde unerträglich, verursachte mir regelrechte Schmerzen. Durch jedes Lachen verstärkte es sich, und meine Frau lachte immer öfter, zunehmend länger und in höherer Tonlage - reiner und heller, gellend, quiekend, schrill und pfeifend, bis es nur noch ein Ächzen, ein rhythmisches Knacken war; denn zu hoch wurden die Töne, die sie ausstieß, zu hoch für die Sinneswahrnehmung eines gesunden Menschen, zu hoch für meine Ohren. Trotzdem spürte ich, wie sich der Schall unnatürlich langsam durch die Räume bewegte, bedrohlich in meinem Gehörgang knisternd, meinen schwachen Magen reizend, all meine Glieder lähmend. Dieses Lachen hätte mich getötet oder zumindest in den Wahnsinn getrieben, wenn es mir nicht gelungen wäre, es vorher abzustellen!

Hilfe war von niemandem zu erwarten. Alle weigerten sie sich, zu erkennen, was für ein Wesen meine Frau war: kein Weib von Fleisch und Blut, kein Kind menschlicher Eltern, kein vernunftbegabtes Geschöpf, das Mitleid und Achtung hat, sondern eine böse Teufelin, die durch ihr gefährliches Gelächter erst mein Leben zerstören und mein zinnenbewehrtes Haus sprengen und danach die ganze Welt in ein töricht gackerndes Chaos stürzen würde. Ich war der Mann, dies zu verhindern, und am 29. Dezember des vergangenen Jahres war die Stunde gekommen. Ganz schnell sollte alles vonstattengehen. Nein, wehtun wollte ich ihr nicht. Schließlich hatte ich sie ja mal geliebt, und auch dieses Lachen, das ich nun so hasste, war mir einst süß erschienen und hatte mich verzaubert. Also schlich ich mich in ihr Zimmer, öffnete ihr Nachtschränkchen und tauschte ihre Schlaftabletten gegen ein wirksames Gift aus. (Wie gut, dass ich als Apotheker Zugang zu derlei Mitteln hatte!)

Als ich meiner Frau am übernächsten Tag frühmorgens den Tee servieren wollte, lag sie bleich und schlaff in den Kissen. Ich ließ mich auf der Bettkante nieder und betrachtete mein Werk. Ein sauberer Mord. Sie war einfach so entschlafen, ohne einen Schmerz zu verspüren, ohne Wehmut oder Angst, ohne zu wissen, dass der Tod auf sie lauerte. Wie leicht war mir plötzlich ums Herz! Dafür verantwortlich war aber nicht allein die Genugtuung, die Welt vor diesem Etwas gerettet zu haben; es war auch mein Haus, das mir den Frieden zurückgab, indem es mir eine fast vergessene Ruhe bescherte. Ich fühlte mich kräftig und befreit, denn die Echos waren verklungen, der Schall war verhallt und ihr knarrendes Lachen für immer und ewig aus den Mauern vertrieben. Jetzt, da ich sie besiegt hatte, hegte ich keinen Groll mehr gegen sie. Sie konnte ja nichts dafür, dass sie schädlich gewesen war. Fürsorglich packte ich sie in diesen blauen Plastiksack, und als es Mitternacht wurde und die Einwohner der Stadt sich zum großen Feuerwerk auf dem Marktplatz versammelten, bereitete ich ihr ein schattiges Grab unterm Dornbusch.

Eine Weile lief alles nach Plan. Weder die Nachbarn noch meine Freunde schienen meine Frau besonders zu vermissen. Nur ein einziges Mal fragten sie nach ihr, und sie gaben sich gleich zufrieden, als ich ihnen erklärte, sie sei auf unbestimmte Zeit zu ihrer Familie nach Kanada gereist. Es machte niemanden misstrauisch, dass sie in all den Monaten zuvor kein Sterbenswörtchen von Verwandten in Übersee gesagt hatte. Nicht einer wurde stutzig, nicht einer forschte nach. Ich kann mich nicht entsinnen, dass jemals ein Mensch so schnell vergessen war wie sie. Für mich war dies natürlich bloß von Vorteil und ich wiegte mich in Sicherheit - bis zu jenem lauen Frühlingstag im nächsten Mai, als ich seltsame Geräusche vernahm, die aus dem Garten meines Anwesens in das Haus drangen. Sie waren mir nur allzu bekannt, so dass mir vor Schreck ein Buch entglitt, welches ich mir soeben aus meiner Bibliothek geholt hatte. Diese glucksenden Laute erinnerten mich an das entsetzliche Lachen meiner Frau - doch die lag ja tot unterm Dornbusch!

Dem Wahnsinn nahe rannte ich hinaus in den Park und folgte den Tönen. Zu meinem Schrecken musste ich erkennen, dass sie mich geradewegs zu dem anonymen Grab führten. Aber stammten sie denn tatsächlich aus unterirdischen Gefilden? Meine Frau war tot! Tot! Und das grässliche Lachen war mit ihr gestorben, oder etwa nicht? Ängstlich sah ich mich um, wendete den Kopf nach allen Seiten. Hoffentlich hatte keiner es gehört und keiner mich hier bei jenem Strauch verweilen und auf die Erde starren sehen! Diese Überlegungen lenkten meinen Blick auf ein eigenartiges Insekt - einen blassblauen Falter, der sich zwischen den Zweigen tummelte. Die Farbe seiner Flügel war so wässrig blau, dass es mich eiskalt überlief. Diese Schattierung kannte ich nur von den Augen meiner Frau. Ein so helles, grünliches, fast durchsichtiges Blau kommt in der Natur allein bei kränklichen Wesen vor. Das flatternde Ding war mir unheimlich, vertraut und dennoch zuwider. Damals dachte ich, dass ich es besser töten sollte, wenn es nicht von selbst verschwinde.

Ach, hätte ich den Schmetterling doch an jenem Tag zermalmt - und wenn ich die bloßen Hände benutzt hätte! Aber nein! Zu sehr lagen meine Nerven blank durch die Erinnerung an meine Tat, das Verbrechen, das meine Seele befleckt und mich verdorben hatte. Mitleid fühlte ich mit dem zappelnden, geflügelten Wurm und ich genoss es! Ich war ja noch zu Empfindungen fähig, nicht gänzlich abgestumpft durch diesen Mord. Also ließ ich den Schmetterling leben. Von Grausen erfasst sah ich ihn an, als er sich auf meine Schulter setzte. Hatte ich nur den Eindruck, dass er mich anstarrte, oder tat er es in seiner tierischen Einfalt wirklich? Mit der Hand versuchte ich ihn zu verscheuchen, erst sacht, dann durch wildes Fuchteln. Vergebens! Er saß da wie angeklebt und war durch nichts zu vertreiben. Keine Bewegung ließ ihn erzittern, kein Windstoß, kein Rütteln. Ich konnte ihn nicht einmal abstreifen. Als ich aber mit der flachen Hand nach ihm schlug, schoss er blitzschnell davon und platzte sich keck auf meiner Nasenspitze. Und nun hörte ich wieder die Geräusche - das Glucksen, das Ächzen, das Knacken. Die widerlichen Töne entschlüpfen seinem aufreizend langsamen Flügelschlag. Klipp, klapp! Klipp, klapp!

Ich rannte in mein Haus, doch er flatterte hinterdrein. Wo immer ich fortan hinging, er folgte mir. Er ließ sich selbstherrlich auf meinem Kopfkissen nieder, nippte gierig von meinem Tee und tänzelte frech auf dem Tassenrand. Er segelte über meinen Teller, hockte auf meinem Kopf oder meinen Ohren. - Hatte *sie* ihn geschickt? Hatten sich ihre ekelhaft blassblauen Augen in einen Schmetterling verwandelt? War dieser Falter etwa ihre Seele oder gar die Manifestation meines schlechten Gewissens? Ich wusste es nicht. Jedenfalls hielt mich seine schauerhafte Farbe stets davon ab, ihn ernstlich zu jagen. Ich wollte ihn los sein. Sicher! Doch wollte ich ihn vernichten? Er ist eine Plage, ein Folterwerkzeug, ein ständiger Begleiter, ein lauernd verharrender, ungebetener Gast, aber auch ein Gefährte und mittlerweile der einzige, der mir geblieben ist. Alle haben sich von mir zurückgezogen und belächeln mich. Er jedoch ist immer bei mir, stellt keine Fragen, späht bloß ein bisschen spöttisch zu mir herüber und klappert mit den Flügeln. Klipp, klapp! Klipp, klapp!

Keiner außer mir hört die Geräusche draußen im Garten - das Ächzen, das Knacken, das Glucksen. Allmählich aber werden die Laute deutlicher und tiefer. Mehr und mehr gleichen sie dem Lachen meiner toten Frau. Das macht mir Angst. Jede Nacht liege ich wach und halte mir die Ohren zu. Die Apotheke habe ich geschlossen, denn ich bin nicht

fähig zu arbeiten. Kein Gespräch kann ich führen, kaum den Einkauf tätigen. Auf Schritt und Tritt folgt es mir. Überall, wohin ich auch gehe, begleiten mich das kehlige Glucksen und der knackende Flügelschlag des Falters. Es ist wirklich unerträglich, wie hässlich er mich anstarrt, wie scheel er mich mustert, wie hinterhältig seine Fühler nach mir tasten. Dieses düstere, widerwärtige Tier nagt an meiner Seele. Die fliegenden Augen meiner Frau und die Ton gewordene Erinnerung an ihr bald hohles, bald gutturales Gelächter bringen mich um den Verstand.

Und nun, meine Herren, behaupten Sie allen Ernstes, meine Nachbarn hätten gestern das heulende Lachen meiner Frau gehört. O nein! Das ist ein Irrtum. Meine Frau gibt schon lange keinen Laut mehr von sich und sie wird es nie wieder tun. Was die Leute nebenan vernahmen, war etwas völlig anderes. Dieses verfluchte Lachen - der Flügelschlag des Falters hat es erschaffen!

Welch jammervolles Ende! Einen ganz und gar sinnlosen Mord habe ich begangen, denn meine Frau war für das böse Lachen bloß ein gefügiges Werkzeug. Aber ich habe Vorsorge getroffen und lasse es nicht noch einmal entkommen. Sehen Sie, wie langsam der Schmetterling fliegt? Er hat von meinem Tee genippt und stirbt in Kürze - genau wie ich. Es war schon Gift in diesem Tee, als ich Sie eingelassen habe. Ich spüre bereits, wie es zu wirken beginnt. Du blassblaues Ding, heb dich weg von meiner Schulter! Bald werden deine Flügel erlahmen. -

Jetzt liegt der Falter tot auf dem Fensterbrett. Und das Lachen? Es ist fort, ist mit ihm entschwunden, hat sich zurückgezogen in die entfernten Gefilde, aus denen es stammt, in Gegenden, wo es als etwas Schreckliches und Beängstigendes gilt, in Gebiete, wo niemand lacht, der bei Verstand ist. Hier kehrt endlich wieder Ruhe ein. Begreifen Sie doch, dass ich es aus der Welt schaffen musste! Ich konnte nicht länger lebendig und gefangen sein - lieber bin ich tot, aber frei!

Albert Sullivan

Herrensitz der Sullivans in N..., 20.10.20..

Das Loch in der Wand

London, 21.01.19..

Meine liebe Freundin Deirdre,

seit ich deinen letzten Brief erhalten habe, sind merkwürdige Dinge passiert. Doch lass mich von vorn beginnen. -

Du weißt ja, dass ich seit einigen Wochen (seit fast drei Monaten!) unter einer nicht enden wollenden Schreibblockade leide. Du kennst das bestimmt nicht; dir fließen die Worte stets leicht aus der Feder. Jedenfalls ist dies die schlimmste Schaffenskrise meines Lebens. Von all den privaten und finanziellen Problemen, die mich plagen, habe ich dir bereits berichtet und darüber will ich heute schweigen. Es ist etwas anderes geschehen, was ich dir unbedingt mitteilen muss - etwas Seltsames, das mich sehr beängstigt. Wie soll ich bloß anfangen? Bitte versprich mir eines, bevor ich dir mein Herz ausschütte: Versprich mir, dass du mich nicht für verrückt erklärst, wenn du erfährst, was sich in meinem Haus abspielt! Brich nicht die Verbindung zu mir ab, lass mich nicht mit meiner Verzweiflung allein! Gib mir einfach einen Rat und mach mir Mut oder lass beides sein. Nur wende dich nicht von mir ab und sag mir ehrlich, was du von der ganzen Sache hältst.

Seit vergangener Woche hat mein Zimmer sich verändert. Jetzt lach nicht los, es ist wahr! Die Wände, der Fußboden und selbst die Decke scheinen dynamisch und elastisch geworden zu sein. Wenn ich umherlaufe, habe ich immer das Gefühl, dass ich ein wenig einsinke. Die Decke hingegen wölbt sich ein bisschen nach oben. Berühre ich mit der Hand die Wand, so ist sie weich und warm statt hart und kalt, wie sie eigentlich sein sollte. Ich weiß, das alles klingt schon unglaublich. Da ist aber noch mehr. Im Grunde bedeutet mir die Beschaffenheit der Wände gar nichts. Am besten, du vergisst das gleich wieder und konzentrierst dich auf das Folgende. Ärgerlich, ich hätte dir gar nicht erst von diesen nebensächlichen Dingen erzählen sollen!

Du weißt ja, wie es mir ergeht, wenn mir nichts einfällt. Ich sitze dann vor der Schreibmaschine, tippe irgendetwas, was ich hinterher nicht mal lese, und schmeiße schließlich Blatt für Blatt in den Papierkorb, bis er überquillt. In letzter Zeit wurde mir selbst das zu viel. Ich hockte bloß noch untätig auf meinem Drehstuhl und starrte tagelang auf die stumme Schreibmaschine und den weißen Bogen Papier. Irgendwann taten mir davon die Augen weh und ich schaute zum Fenster, aber das ungewöhnlich frostige Wetter hatte sie mit Eisblumen verziert und undurchsichtig gemacht. So schweiften meine Blicke im Arbeitszimmer umher. Ich musterte die Lampe oben an der gewölbten Decke, betrachtete den Schreibtisch, die Schränke und Kommoden - all die dunklen Möbel aus wurmstichigem Holz, die ich von Flohmärkten zusammengetragen habe, weil diese alten Sachen meine Phantasie beflügeln.

Freilich bietet so ein Raum auf die Dauer nicht viel Abwechslung. Daher stierte ich immer wieder auf dieselbe Stelle: die Lücke zwischen den beiden großen Schränken gegenüber meinem Schreibtisch. Zu Anfang war da nur ein kleiner Fleck. Er war nicht weiter auffällig. Ich dachte, es sei ein Fehler in der Tapete oder die Mauer sei ein bisschen feucht, wie's im Winter hier ja nichts Besonderes ist. Stell dir nun mein Entsetzen vor, als der Fleck zusehends größer und schwärzer wurde! Ich tastete die Wand ab, aber dann tauchte ich meine Hand geradewegs in ein merkwürdiges, lichtloses Etwas. Es war weder warm noch kalt, weder luftig noch feucht - da war einfach *nichts*. Es ist ein Loch in der Wand meines Hauses und mir graut davor! Jedes Mal, wenn ich in seine Richtung blicke, wächst es weiter. Ich müsste es vermeiden hinzusehen, doch wie soll ich das denn bewerkstelligen? Unwillkürlich schaue ich hin und beobachte, wie es sich von Tag zu Tag ausdehnt.

Wie gerne würde ich einfach weglaufen! Aber ich befürchte, dass sich auch an anderen Orten Löcher auftun werden. Es liegt ja sicher nicht an der Wand. Da musst du, liebe Deirdre, mit mir einer Meinung sein. Die Mauern waren stets unversehrt. Dieses Haus ist ein ganz gewöhnlicher Backsteinbau wie Millionen ähnliche Backsteinbauten anderswo auf der Welt. Nein, die Wand trifft keine Schuld. Sie ist in Ordnung. (Das sagt sogar mein Nachbar, dieser Carter, und er muss es wissen. Schließlich wohnt er ja auf der anderen Seite.) Ich bin überzeugt, es sind meine Augen. Ich starre Löcher in die Mauern!

Mir bereitet das alles große Sorge. Was soll ich bloß machen? Ich bin so bedrückt von den beunruhigenden Vorgängen in meinem Haus. Kann nicht mehr schlafen und nichts mehr essen, traue mich kaum noch hinaus. Habe eine schwere Kommode aus Eichenholz vor das Loch geschoben und warte bangend ab.

Meine liebe Deirdre, du bist meine einzige Seelenverwandte. Nur du verstehst mich - wenn es überhaupt einer tut!

Schreib mir bitte recht bald, wie du darüber denkst und wie ich weiter vorgehen soll. Deiner raschen Antwort harret fiebernd

Dein verzweifelter Leland

Oxford, 23.01.19..

Mein lieber Leland,

mit Bestürzung habe ich deinen letzten Brief gelesen. Wenn die Dinge, die du geschildert hast, wirklich geschehen, wenn dieses bedrohlich wachsende Loch in der Wand wahrlich real ist, bist du in Schwierigkeiten. Aber noch - und das sage ich mit aller Vorsicht - mag ich nicht daran glauben. Es scheint mir zu phantastisch, als dass ich es für bare Münze nehmen könnte. Ich halte dich nicht für verrückt, wie du befürchtet hast. Nein, keiner dreht über Nacht einfach durch. Gerade du warst schließlich trotz deiner Kreativität stets vernünftig und besaßest den Gleichmut, der mir meist fehlt. Doch ich möchte die Möglichkeit nicht ganz außer Acht lassen, dass du vielleicht einem Hirngespinnst aufgefressen bist. Und jetzt will ich dir erklären, wie ich zu diesem Schluss gekommen bin.

Dein Haus ist ziemlich finster, besonders im Winter, wenn es auch draußen kaum richtig hell wird. Kann es da nicht sein, dass die dunkle Stelle zwischen den Möbeln bloß ein Schatten ist? Dein Arbeitszimmer war immer schon so schlecht beleuchtet, dass das Licht nicht in jeden Winkel des Raumes dringt.

Abgesehen davon denke ich, dass deine Schreibblockade bereits verdächtig lange währt. Ganz ehrlich, mein Bester, du brauchst dringend eine Pause! Du solltest aufhören, dauernd vor der Schreibmaschine zu sitzen. Geh doch mal ein bisschen durch die Stadt spazieren oder fahr für ein paar Tage weg! Wenn du dich erholst und neue Eindrücke gesammelt hast, wird sich deine Schreibblockade von selbst lösen - und das Loch in der Wand wird verschwunden sein.

Ich habe aber noch einen anderen Vorschlag: In zwei, drei Tagen könnte ich nach London kommen und mich persönlich vom Zustand deines Hauses überzeugen. Im Augenblick muss ich leider ein paar eigene Probleme aus der Welt schaffen, die nicht minder quälend und auch keinesfalls weniger grotesk sind als deine. Ich möchte dich jetzt jedoch nicht damit belasten.

Schreib mir einfach, ob es dir recht ist, wenn ich dir einen Besuch abstatte. Bis dahin!

Deine Freundin Deirdre

London, 25.01.19..

Beste Deirdre,

du ahnst nicht, wie dankbar ich dir für dein großzügiges Angebot bin. Die Aussicht, dich in Kürze bei mir zu haben, und zu wissen, dass du meine Sorgen ernst nimmst - du weißt gar nicht, wie viel mir das bedeutet. Bitte komm her, wann immer du willst, aber möglichst schnell! Es ist noch weitaus schlimmer geworden. Überall in meinem Haus, in jedem Raum entstehen Löcher. Es ist beängstigend, gruselig. Ich tue nachts kein Auge mehr zu. Ich werde mich erst wieder besser fühlen, wenn du hier bist und mir bestätigst, dass ich mir das alles nur einbilde. Oh, ich bete darum, dass es bloß eine Sinnestäuschung ist!

Ich flehe dich an, Deirdre! Besuche mich bald, warte nicht zu lange! Sonst haben mich entweder die Löcher geschluckt oder ein Wahnsinniger öffnet dir die Tür. Du bist meine letzte Rettung, denn du sagst mir die Wahrheit, mag sie auch bitter sein.

Es erwartet dich sehnlichst

Dein alter Freund Leland

Oxford, 27.01.19..

Lieber Leland,

morgen fahre ich nach London. Gegen Mittag werde ich dich aufsuchen. Eigentlich wollte ich heute den Abendzug nehmen, doch ich muss unbedingt noch etwas zu Ende bringen.

Deine Deirdre

Oxford, 28.01.19..

Leland, mein lieber Freund,

es tut mir so leid, dass ich dich enttäuschen muss. Glaub mir, ich wollte zu dir kommen und dir beistehen, aber bedauerlicherweise haben die Vorgänge in meinem Haus eine dramatische Wendung genommen. Ich kann nicht mehr weg, nicht fort von hier, obwohl ich mir nichts sehnlicher wünsche. Ich kämpfe einsam in einer aussichtslosen Schlacht und kann dir nicht helfen - genauso wenig, wie du mir helfen könntest. Du musst sehen, wie du deine Probleme allein löst. Für dich besteht gewiss noch Hoffnung; für mich ist alles verloren.

Warte auch nicht auf weitere Nachrichten von mir, denn die heutige wird die letzte sein. Schon morgen käme da bei dir bloß irgendein zusammenhangloses Gestammel an, unverständliche Wortgeflechte, Buchstabensalat oder gar nur einzelne Lettern. Wundere dich nicht, wenn ich, die einst so talentierte Autorin, der Nachwelt nichts als leere Blätter hinterlasse! Du weißt, dass ich schreiben kann, besser gesagt, dass ich es konnte. Du hast meine Geschichten gelesen und für gut befunden. Du bist mein Zeuge, Leland, mein einziger Zeuge! Als einen solchen brauche ich dich, wenn ich nicht mehr bin ... Ich muss es dir näher erklären, ich weiß. -

Es sind die Buchstaben, Leland! Sie sind in Aufruhr und haben sich allesamt, einer hübsch nach dem anderen, gegen mich verschworen. Sie quälen und necken mich von früh bis spät.

Das Fragezeichen war das erste Zeichen, das aus der Reihe tanzte. Unmerklich verrutschte es auf der Linie. Von Tag zu Tag fiel es mir schwerer, es ordentlich zu platzieren. Es taumelte auf der Zeile, neigte sich mal nach links, mal nach rechts. Manchmal war es gänzlich verformt, dann winzig klein oder übergroß. Es wollte mir nicht mehr gut geraten. Anfangs habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht. Ich tat es ab als eine Unachtsamkeit meinerseits, doch bald belehrten mich die Fragezeichen eines Besseren. Sie bewegten sich selbstständig hin und her. Ich traute meinen Augen kaum, als sie sich vom Papier lösten, sich vom Blatt erhoben und einfach umherspazierten!

Es dauerte nicht lange, da folgten die anderen Satzzeichen ihrem Beispiel. Jetzt tun es ihnen schon die Vokale gleich. Sie alle haben ein Eigenleben entwickelt, das sich meiner Kontrolle entzieht. Keck stolzieren sie durch den Raum. Manche verflüchtigen sich dabei, einige hüpfen bedrohlich um mich herum und keines will sich wieder aufs Papier bannen lassen. Ich habe versucht, sie zu ergreifen, aber sie sind viel zu flink. Und es ist nur eine Frage der Zeit, bis sich auch die Konsonanten davonstehlen werden.

Mein Freund, sag mir, bin ich wahnsinnig oder bist du es? Oder sind wir beide verrückt? Meine Niederschriften leeren sich, die Zeichen verschwinden nach und nach. Nichts wird bleiben von all dem, was ich in den vielen Jahren geschaffen habe. Mein Leben ist sinnlos. Die Opfer, die ich brachte, waren umsonst. Die Buchstaben triumphieren! Die Sätze verlieren ihre Wörter und die Wörter ihre Selbst- und Mitlaute.

Wir sehen uns nie wieder, Leland. Ich hoffe, dass dir ein günstigeres Schicksal beschieden ist als mir. Ein letztes Mal umarmt dich im Geiste

Deine Deirdre

Eine Woche später fanden Nachbarn die Leiche von Deirdre Robbins inmitten unbeschriebener, loser Blätter. Ihr Haus beherbergte eine Sammlung gehefteter Papierbogen. Auf keinem fand sich jedoch nur ein einziger Buchstabe, geschweige denn ein Hinweis auf den Grund für ihren Freitod.

Leland Perkins wurde im darauffolgenden Frühjahr von entfernten Verwandten als vermisst gemeldet. Von ihm fehlt bisher jede Spur. Auch seine literarischen Werke waren nirgends zu entdecken. Wo immer er hinging, er hat sie wohl mitgenommen.

Die geheime Sprache der Zeit

*Hörst du die Uhren ticken?
Verräterisch ist ihr Ticktack.
Die Zeit wird wie Schritte verhalten,
bald laut, bald leise - klipp, klapp!*

Treten Sie nur ein und entschuldigen Sie sich doch nicht für Ihre Verspätung! Eine halbe Stunde, sagen Sie? Ach, was ist schon eine halbe Stunde! Es spielt keine Rolle, ob Sie pünktlich sind oder nicht. Ehrlich gesagt, ich hab's nicht mal bemerkt. Wie Sie gleich sehen werden, ist das auch kein Wunder, denn ich habe sämtliche Uhren aus meinem Hause verbannt. Es besteht für sie keine Notwendigkeit mehr - im Gegenteil! Ihr unentwegtes Ticken macht mir Angst. Natürlich ist es sinnlos, sich zu verabreden, wenn man nicht weiß, wie spät es ist. Aber schauen Sie hinaus auf die Straße! Dies ist ein kleiner Ort, ein sehr kleiner Ort. Man muss hier wirklich keine Termine vereinbaren - man begegnet sich durch Zufall. Bedienen Sie sich doch mit den Plätzchen! Sie sind zwar ein bisschen zu dunkel geraten, aber so ist das eben, wenn man keine Uhr hat. Sie haben ja recht! Ich sollte Ihnen nicht die Zeit stehlen und mit meinem Bericht beginnen.

Nun, ich weiß eigentlich gar nicht mehr, wann die Sache ihren Anfang nahm. War es an dem Tag, als ich hier angelangt bin? Oder war es an dem Tag, als dieser junge Herr seine alte Uhr in Bills' Geschäft brachte? Oder war es an dem Tag, als Bills endgültig den Verstand verlor? Verzeihen Sie mir meine Zerstreutheit und meine Gedankensprünge! So kann ich Ihnen die Geschichte nicht begreiflich machen und genauso wenig Ihren Lesern. Ich werde Ihnen besser alles der Reihe nach erzählen.

Es war ein stürmischer Frühlingstag, als ich aufbrach, um Carla zu besuchen. Ich bin nie bei ihr angekommen. Fragen Sie mich nicht, wo sie wohnt - ich hab's inzwischen vergessen. Es ist so viele Jahre her! Und vermisst hat sie mich auch nicht. Niemand hat mich je vermisst, denn niemand hat nach mir gesucht. Ich bin einfach verschwunden aus London. Meine ganze verdammte Verwandtschaft war sicher froh darüber. Im Grunde weiß ich nicht mal, wer Carla überhaupt ist. Erinnern Sie sich an das verheerende Zugunglück vor zwölf Jahren, bei dem hier in der Nähe dreihundert Menschen den Tod fanden? Ich erinnere mich nicht mehr, wie die Bahn entgleiste. Ich weiß bloß, dass ich aus einem umgekippten Wagen herauskroch. Mein Gepäck war verbrannt, meine Papiere ebenso. Ich besaß nur noch diesen Brief von Carla, den ich in der Jackentasche trug, und eine kaputte goldene Armbanduhr. Ich schleppte mich bis zum nächsten Ort, dieser kleinen Stadt an der Themse, und bin all die Jahre da hängen geblieben. Was soll ich in London? Ich weiß ja seit dem Unfall nicht mehr, wer ich bin, und wenn es dort Leute gibt, die mir einst nahestanden, dann haben sie mich vor langer Zeit für tot erklären lassen. -

Vielleicht war es falsch, den Unfallort einfach zu verlassen, aber darüber macht man sich in einer solchen Lage keine Gedanken. Als ich vor den rauchenden Trümmern jenes Zuges stand, sah ich als Erstes auf die Uhr. Es war um drei, doch der Sekundenzeiger rührte sich nicht mehr vom Fleck. Was ich nun tat, mag Sie wunderlich anmuten. Ich ging fort! Ich hatte das Gefühl, weder helfen zu können noch gebraucht zu werden. Meine Reise war vorzeitig zu Ende und ich wollte erfahren, wo dieser Zug mich ausgespuckt hatte. So lief ich geradewegs hinab vom Bahndamm und querfeldein, bis ich schließlich hierhergelangte. Ich schwankte wie betäubt durch die engen Gassen, als ich Ausschau hielt nach einem Uhrmacher, der mein einziges Hab und Gut wieder in Gang bringen konnte. Zum Glück brauchte ich nicht lange zu suchen, denn schon kurz nach dem Ortseingang kam ich an der ersten Werkstatt vorbei. Ich betrat den Laden, sah mich darin um und steuerte dann auf den Meister zu, der gar nicht zu bemerken schien, wie aufgelöst ich war. Er betrachtete nur meine Uhr, während ich ihn betrachtete.

Marvin Bills war sein Name, das hatte ich draußen auf dem Türschild gelesen. Er übte seinen Beruf mit Hingabe aus, das sah ich sofort. Bills war klein und beleibt, hatte schütteres Haar und ein rundes, dickliches Gesicht. Seine graublauen Augen versteckten sich hinter einer Brille mit starken Gläsern und goldener Fassung. Er begutachtete meine Uhr, und als er damit in seiner Werkstatt verschwand, huschte ein Lächeln um seine Lippen.

Ich hatte nun genügend Muße, mich in dem Laden umzuschauen. Damals wurde mir erst bewusst, dass solch ein Uhrengeschäft doch eine ganz eigene Welt ist. Da waren so viele Exemplare und keines glich dem anderen. Es gab große

Standuhren, Pendeluhren und Wanduhren, aber auch kleine Armbanduhr, Wecker, Taschenuhren und Stoppuhren, darüber hinaus Tischuhren und dekorative Zeitmesser für den Garten, die Diele oder den Kaminsims. Und jede einzelne dieser Uhren hatte ihren bestimmten Takt. All die schwarzen und weißen Plastikgehäuse brachten ein künstliches, modernes Ticktack hervor; die hölzernen Gehäuse ließen dumpfe, volltönende Geräusche erklingen; aus den goldenen Uhren drang das süßeste Ticken; die porzellanenen kratzten mechanisch. Sie alle vereinigten ihre Stimmen zu einer eigenartigen Symphonie im Rhythmus der Zeit.

Es dauerte nicht lange, bis Bills das Problem behoben und meine Uhr repariert hatte. Mit einem freundlichen Lächeln gab er sie mir zurück und nannte mir den Preis. Da fiel mir ein, dass ich ja gar kein Geld dabei hatte! So bot ich ihm die Uhr als Pfand an. Vielleicht lag es an meinem interessierten Blick, vielleicht hatte er auch bloß Mitleid mit mir - jedenfalls schlug er mir vor, meine Schulden doch lieber in seinem Laden als Verkäuferin abzarbeiten. Das nahm ich dankbar an, zumal er mir ein Zimmer zur Verfügung stellte und mich somit vor der Obdachlosigkeit bewahrte.

Bills war von Anfang an freundlich zu mir. Das galt ebenso für seine Frau. Beide stellten sie keine unangenehmen Fragen nach meiner Herkunft, meinem Zuhause und meinen Zukunftsplänen. Das war auch gut so, denn ich hätte eine derartige Frage gar nicht beantworten können. Sie gaben sich damit zufrieden, dass ich nun einmal da war, als ob mich irgendein schicksalhafter Wind hergeweht hätte. Sie lehrten mich alles, was eine Verkäuferin wissen muss, und die Arbeit machte mir großen Spaß. Mangels besserer Alternativen hielt ich es für richtig, zu bleiben. Heute weiß ich, dass dies ein Fehler war. Im Nachhinein ist man eben immer schlauer.

Verzeihen Sie mir, dass ich so ausschweifend erzähle! Wahrscheinlich interessiert Sie das alles wenig. Sie wollen bestimmt nur erfahren, wann Bills verrückt wurde, was ihn zu jener Bluttat trieb und welche seltsamen Dinge in der Folgezeit geschahen. -

Ich glaube, dass all die schlimmen Ereignisse an einem regnerischen Donnerstag im Sommer des nächsten Jahres ins Rollen kamen. Es war ein ruhiger Tag und bloß ein einziger Kunde besuchte uns. Er war um die dreißig und machte einen ganz gewöhnlichen Eindruck. Sein Aussehen, seine Kleidung - nichts an ihm ließ vermuten, dass er uns alle aus der Bahn werfen würde. Der junge Mann gab eine alte Tischuhr zur Reparatur, die er ein paar Tage zuvor von einer entfernten Verwandten geerbt hatte. Er war recht betrübt darüber, dass dieses hübsche Stück offenbar völlig kaputt war. Der Kunde packte die Uhr aus und stellte sie auf den Ladentisch, woraufhin Bills sie mit Wohlwollen in Augenschein nahm. In der Tat handelte es sich dabei um ein Prachtstück. Ich hatte vorher noch nie eine so sonderbare und schöne Uhr gesehen. Bills anscheinend auch nicht, denn er vergaß plötzlich alles um sich herum und vertiefte sich sichtlich in die Betrachtung des eigenartigen Exemplars.

Es war aus schwarzem Ebenholz geschnitzt und rundum mit goldenen Zierbeschlügen geschmückt. Seltsame Ornamente aus Schlangenlinien wanden sich um das Gehäuse. Das Zifferblatt, das die Form eines Karos hatte, war gänzlich aus Gold. Am meisten faszinierten mich aber die mir unbekanntenen Zeichen, die als Ersatz für die Zahlen dienten. Es waren weder arabische noch römische Ziffern, nicht mal indische. (Daraus schlussfolgerte ich, dass diese Uhr aus einem sehr fernen, exotischen Land stammen musste und einen weiten Weg zurückgelegt hatte, bevor sie in die Hände jenes Mannes gelangt war.) Die pfeilförmigen Zeiger standen auf sechs und bewegten sich nicht von der Stelle. Sie schienen mir etwas krumm zu sein, doch das war vielleicht eine optische Täuschung. Merkwürdigerweise schwang das dreieckige Pendel aber ohne Unterlass ganz gleichmäßig und zuverlässig und gab dabei ein gedämpftes Ticken von sich, das Bills offenkundig vom ersten Augenblick an in Bann schlug. Er legte sein linkes Ohr an das Gehäuse, horchte und verzog den Mund zu einem glückseligen Grinsen, das ich nie zuvor bei ihm gesehen hatte. Irgendwie war mir die Sache unheimlich, doch was hätte ich tun sollen? Bills nahm die Uhr in Reparatur und meinte gegenüber dem Kunden, er könne sie am kommenden Montag abholen. Der junge Erbe war erleichtert und lief frohen Mutes hinaus - wir sollten ihn nicht wiedersehen!

Von diesem Tag an veränderte sich Bills. Obgleich er die unheilvolle Uhr noch am selben Abend in Gang gesetzt hatte, hörte er nicht mehr damit auf, sie zu betrachten und ihrem Ticken zu lauschen. Das Geschäft überließ er fortan seiner Frau und mir. Nach und nach stapelten sich die Reparaturaufträge, aber keiner davon wurde je erledigt. Das wirkte sich mit der Zeit freilich sehr negativ aus. Der Umsatz ging zurück, die Kunden blieben weg. Bald wurde auf der anderen Straßenseite ein neuer Uhrenladen eröffnet. Bills stand kurz vor der Pleite.

Sie können sich ja denken, dass die Atmosphäre im Hause merklich gespannt war. Bills' Frau war mit den Nerven am Ende. Kein Wunder, wo sie doch zusehen musste, wie ihre Existenz den Bach runterging, und das nur, weil ihr Mann wie gebannt vor dieser Uhr verharrte, statt wie früher zu arbeiten. Natürlich gab es jeden Abend Streit, natürlich wurde die Zankerei immer heftiger. Selbstverständlich hielt ich mich heraus. Es wäre ein Fehler gewesen, sich einzumischen, aber es war auch nicht leicht, neutral zu bleiben. Ich konnte verstehen, dass Mrs Bills die Uhr verfluchte und dass sie nach

ihrem Eigentümer forschte, indem sie Telefonbücher wälzte und in Tageszeitungen Inserate schaltete. Freilich hatte sie recht, wenn sie sagte, das Grundübel - jene Uhr aus Gold und Ebenholz - müsse schnellstmöglich beseitigt werden. Ich konnte nichts tun. Es war ja nicht mein Laden. So ließ ich den Dingen ihren Lauf und beobachtete mit Sorge die unguete Entwicklung. Der ehemals so nette, umgängliche Meister war kaum ansprechbar, ging nicht mehr aus dem Haus, saß Stunde um Stunde vor der verflixten Uhr, lauschte ihrem dumpfen Ticken und dem dunklen, melancholischen Glockenschlag und folgte mit den Augen aufmerksam den pfeilförmigen Zeigern, die sich nicht ganz synchron zu dem Ticktack bewegten und für meine Begriffe immer noch krumm wirkten. Was war es bloß, das Bills so fesselte? Was hörte er, was wir nicht zu hören vermochten? Damals wusste ich es nicht - heute weiß ich es.

Ach, nun kommt der schwierigste Teil meines Berichtes! Ich schätzte Marvin Bills sehr. Das möchte ich an dieser Stelle ein letztes Mal betonen. Zu mir war er stets freundlich. Er half mir, als kein anderer da war. Er gab mir eine Unterkunft und eine ordentliche Arbeit. Er war ein guter Chef. Das alles wiegt natürlich nicht die schreckliche Tat auf, das Verbrechen, das er beging, die Schuld, die er auf sich lud. -

Es war an einem Freitagabend im Oktober. Bills stritt sich wieder mit seiner Frau. Das Thema blieb immer gleich. Sie wollte die besagte Uhr wegbringen. Man könne sie irgendwo lagern und vielleicht später einmal versteigern, meinte sie. Er solle sich um sein Geschäft kümmern, solange es noch zu retten sei, sie seien ja fast pleite und ob ihm das egal sei. Sie machte ihm Vorwürfe - er blieb stur. Sie beschimpfte ihn - er drehte durch. Ich lief gerade den Flur entlang und sah es durch den Türspalt. Ich sah, wie er einen spitzen Gegenstand vom Tisch nahm und ihr mitten ins Herz bohrte, woraufhin sie stumm zusammensackte. Ich wusste nicht, ob es ein Messer, eine Schere oder ein Schraubenzieher gewesen war. Ich wusste nur, dass er mich nicht bemerkt hatte. Geistesgegenwärtig schlich ich mit schlotternden Knien und klopfendem Herzen die Treppe hinauf in mein Zimmer, schloss mich darin ein und verhielt mich ruhig. So schnell wie möglich musste ich das Haus verlassen. Also warf ich mir einen Mantel über, zog meine Schuhe an und stieg mit polternden Schritten die Stufen wieder hinunter, hustete dabei ein paarmal laut und marschierte auf diese Weise schnurstracks hinaus. Ich denke, dass Bills mich durch das Fenster beobachtete, doch er schöpfte sicher keinen Verdacht, denn ich bin abends oft noch spazieren gegangen. Der Mantel und die Straßenschuhe haben mich gerettet. Hätte er mich in Nachthemd und Pantoffeln über den Hof laufen sehen, wäre ich jetzt dort, wo seine Frau ist.

Ich stürmte zur Polizeiwache und verständigte Inspektor Taylor von den grässlichen Ereignissen. Er zögerte keine Sekunde und machte sich sofort auf zu Marvin Bills. Dieser hatte inzwischen die Leiche seiner Frau vermutlich in einen Teppich gewickelt (in der Diele fehlte plötzlich der Läufer) und sie beseitigt. Wo er die Tote versteckt hat, ist bis heute ungeklärt. Zum Vergraben hätte die Zeit nicht gereicht. Vielleicht hat er sie in der Themse versenkt. Mit Sicherheit wissen wir das aber nicht. Bestimmt hatte Bills den Streifenwagen schon vom Fenster aus gesehen, denn als wir ankamen, lief er in Panik aus dem Haus und genau in Taylors Auto. Er wurde erfasst, überschlug sich und blieb regungslos auf der Straße liegen. Er war tot und ich dachte, das sei das Ende, doch es war erst der Anfang.

Ich war diejenige, die den Inspektor in den Laden führte, als er mich nach einem Motiv für das grausame Verbrechen fragte. Ich zeigte ihm die alte Uhr, von der Marvin Bills so besessen gewesen war. Mich gruselte jetzt bei ihrem Anblick. Was mich aber noch mehr entsetzte, war die Tatsache, dass sich in Taylors Gesicht gleich vom ersten Moment an dieselbe Verzückung abzeichnete, wie ich sie seinerzeit bei Bills gesehen hatte!

Der Inspektor beschlagnahmte die Uhr sofort. Er meinte, er müsse sie als Beweisstück konfiszieren. Ich hatte jedoch das Gefühl, er tat es aus einem anderen, eher eigennützigem Grund. Wie Sie gewiss den Aussagen seiner Kollegen entnommen haben, gab er sie von da an nicht mehr aus der Hand. Es fand nie ein Prozess statt und der Fall wurde schnell zu den Akten gelegt. So war es Taylor ein Leichtes, sich der Uhr zu bemächtigen.

Es verstrichen ein paar Monate. Der Winter kam und ging. Ich hatte mittlerweile das Geschäft übernommen, denn es war mir gelungen, mich mit dem einzigen Verwandten, der von der Familie Bills noch übrig war, zu einigen. Es gab viel zu tun, die Arbeit lenkte mich ab. Ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, was mit der Uhr geschehen war und wie es um den Inspektor stand. Mir graute auch davor, denn eines war mir indessen klar: Dass Bills verrückt geworden war, lag allein an dieser Uhr. Irgendetwas ging von ihr aus. War ihr unregelmäßiges Ticken schuld oder ihr dumpfer Stundenschlag? Oder wurde es von den unbekanntem Zeichen auf dem Zifferblatt verursacht?

Schließlich zog der Frühling ein und die Sache nahm eine neue schreckliche Wendung. Es hieß, Inspektor Taylor habe im Streit seine Mutter getötet. Ich weiß nichts weiter davon, weiß nicht, wann, wo und wie er es tat. Doch ich ahne, warum. Ich frage mich oft, wer die Uhr wohl geerbt hat. Wer auch immer es ist - sie hat ihm sicher kein Glück gebracht. Sie ist ein Übel, denn sie weckt das Böse in ihren Besitzern, setzt deren Aggressionen frei und treibt sie in den Wahnsinn. Das ist aber nur die halbe Wahrheit ...

Ein weiteres Jahr verflog und im folgenden Frühling habe ich das Geschäft aufgegeben. Nicht, dass es sich nicht

getragen hätte. Nein, es lief sogar richtig gut. Da war etwas ganz anderes. Sehen Sie mich an, wie ich hier einsam und allein dahinlebe! Ich kann nicht mehr arbeiten, keine Verabredungen treffen und keine Termine einhalten. Ich habe alle Uhren aus meinem Hause verbannt, das sagte ich bereits, und ich gehe ihnen aus dem Wege. Ich meide den Bahnhof und die Kaufhäuser und wage es nicht, auf die Turmuhr am Marktplatz zu blicken. Ich schalte nicht mal das Radio ein und den Fernseher habe ich abgeschafft. Das alles mag Ihnen wie das schrullige Verhalten einer Einsiedlerin erscheinen, doch ich weiß, was ich tue. Ich fürchte mich nicht ohne Grund!

Mit Schaudern erinnere ich mich heute an die verzerrten Symphonien in dem kleinen Laden von Marvin Bills. Das Ticken und Schwingen der Perpendikel, das Klingen und Tönen der Glockenschläge waren für mich damals nur Geräusche. Erst als Bills schon tot und die böse Uhr längst weg war, habe ich begriffen, was da wirklich vor sich geht. Mag sein, dass sie die Erste gewesen ist und dass es mit ihr angefangen hat, doch es gibt viele ihrer Art und es werden immer mehr. Die Uhren ticken »Ticktack, ticktack!«, aber sie tun es nicht rein mechanisch, tun es nicht unbewusst. Ihrem Ticken wohnt ein Rhythmus inne. Vergleichen Sie es mit Morsezeichen! Sie kommunizieren miteinander und auch mit uns. Sie verkünden Dinge durch ihr unheilvolles Ticktack - Dinge, die ich nie wissen wollte; Dinge, die Sie besser nicht wissen sollten. Nein, ich kann Ihnen nicht offenbaren, was sie mir in ihrer Geheimsprache mitgeteilt haben. Ich kann Ihnen bloß raten, Ihre Armbanduhr abzulegen und dazulassen, so dass ich sie vernichten kann. Kaufen Sie sich eine neue, wenn Sie in der nächsten Stadt ankommen. Gehen Sie lieber nicht in den Laden gegenüber, denn hier am Ort sind alle Zeitmesser verseucht! Es breitet sich aus wie eine Epidemie und wird eines Tages sämtliche Uhren auf der Welt erfassen. Sie werden den Kosmos ins Chaos stürzen. Es ist unmöglich, zu entfliehen.

Ob ich Uhren hasse? Nein, sie können ja nichts dafür. Sie sind nur die Boten, die die schlechten Nachrichten überbringen, verschlüsselt in ihrem Ticken und ihrem mahnenden Stundenschlag. Sie sind es nicht, die uns nach und nach den Verstand rauben. Es ist die Zeit selbst, die für alles verantwortlich ist. Sie ist unser Feind, die Uhren sind bloß ihre Waffen.

Sie halten mich für wahnsinnig und wollen jetzt gehen? Gehen Sie ruhig, gehen Sie schnell! Sie werden der Zeit nicht entkommen. Niemand wird ihr entkommen.

Information zur Autorin

Tabaka Derby Messer wurde 1972 als Heike Hilpert in Plauen geboren. 1987 begann sie, Horrorgeschichten, phantastische Erzählungen und Gruselhumoresken zu schreiben. Im Jahre 2001 gründete die passionierte Schriftstellerin einen Selbstverlag, um ihre Werke in eigener Regie zu veröffentlichen. Ihr erstes Buch erschien im Juni 2002. Seit 2005 gibt die Autorin Sammelbände als eBook-Editionen heraus.

Nähere Informationen finden Sie im Internet.

www.gruselgeschichten-online.de

info@gruselgeschichten-online.de

Bereits veröffentlichte Werke der Autorin:

Hilfe, es spukt! (2002)

25 Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I (2005)

Siebzehn Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band II (2006)

Acht Gruselgeschichten & ein Gedicht

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band III (2007)

Sieben Gruselgeschichten & zwei Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band IV (2008)

Acht Gruselgeschichten & sieben Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band V (2013)

Zehn Gruselgeschichten - Best of T. D. Messer

Impressum

Erstausgabe 2013

Dieses Werk erscheint als eBook-Edition.

© 2013 by Heike Hilpert alias Tabaka Derby Messer, Plauen

Die zehn besten Geschichten neu zusammengestellt.

Lektorat/Layout/Herstellung/Vertrieb:

Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

Alle Texte wurden nach den neuen amtlichen Rechtschreibregeln korrigiert. Der Verfasser behält sich jedoch vor, in Einzelfällen auf das alte, nicht mehr gültige Regelwerk zurückzugreifen.

Ausdruck, Vervielfältigung und Herstellung von Sicherungskopien zur privaten Verwendung erlaubt.

Nicht kommerzielle Verteilung und Veröffentlichung nur mit Quellennachweis gestattet.

Kommerzielle Nutzung des eBooks ist strengstens verboten.

Weiterverwertung des eBooks, z. B. Übersetzung, ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

Bearbeitung und Veränderung des eBooks untersagt.

Alle Bestimmungen gelten auch für einzelne Erzählungen und Textauszüge.

Nutzungsrechte siehe AGB des Selbstverlages.

Alle Rechte vorbehalten.

Made in Germany 2013

Preis: 0 €